

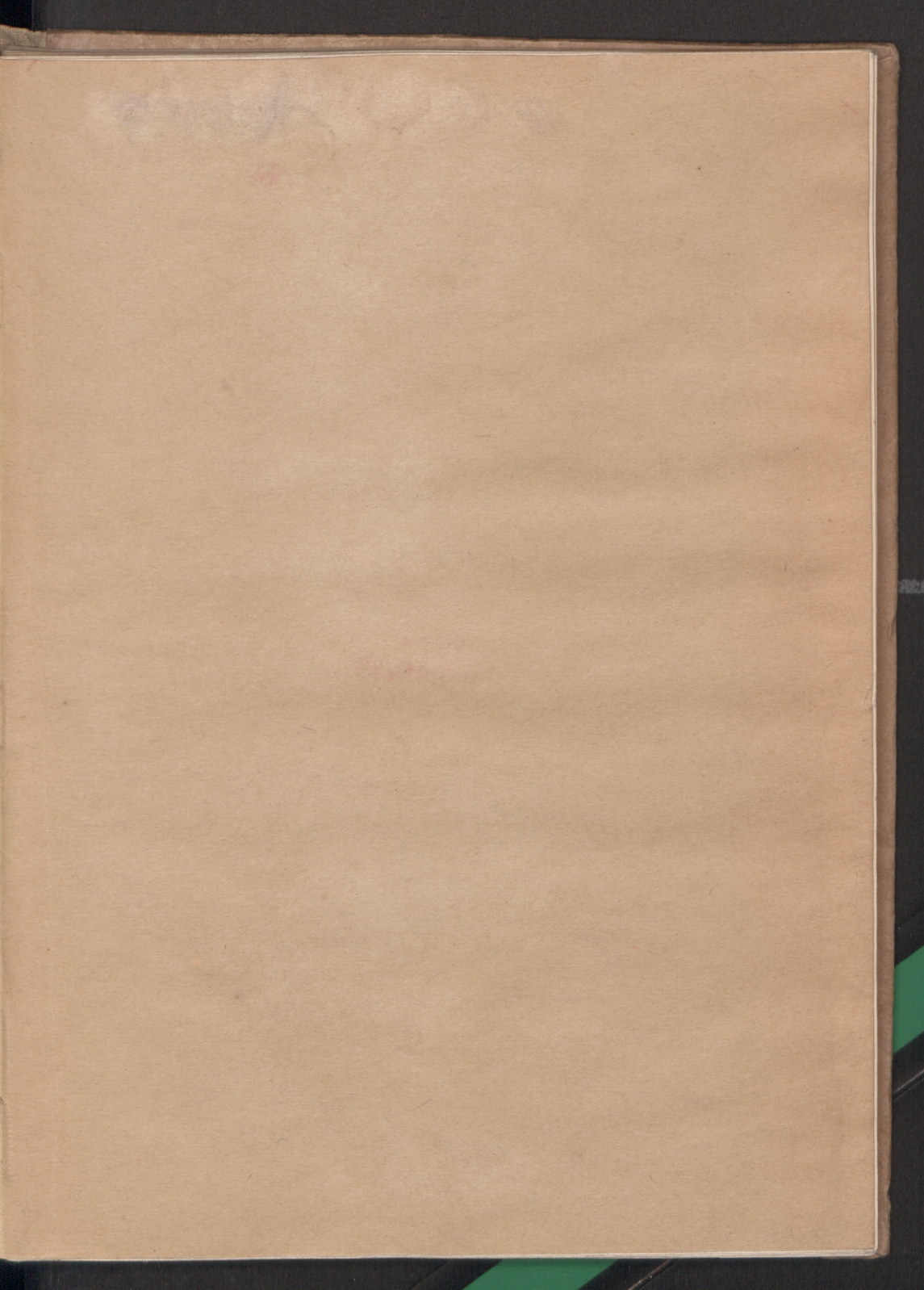
Scrubber des Südens



von
Johannes Mayrhofer

31. Nr. 30.

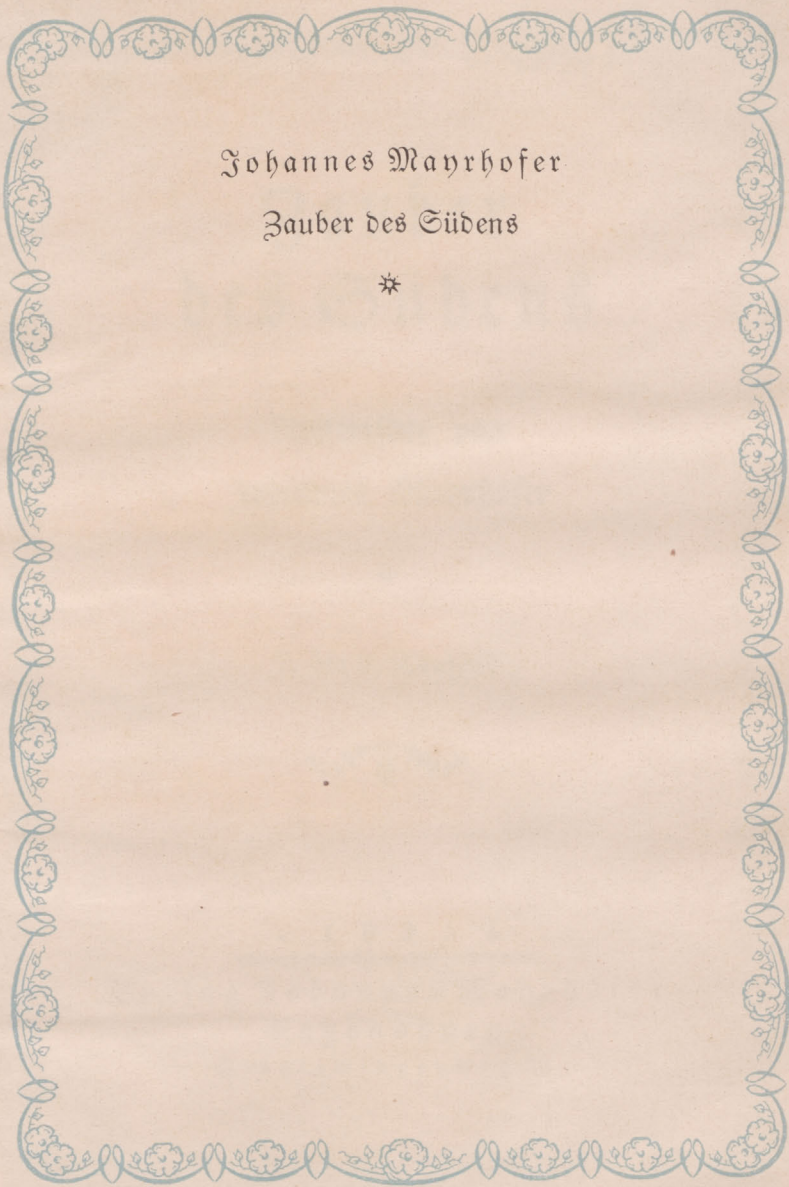


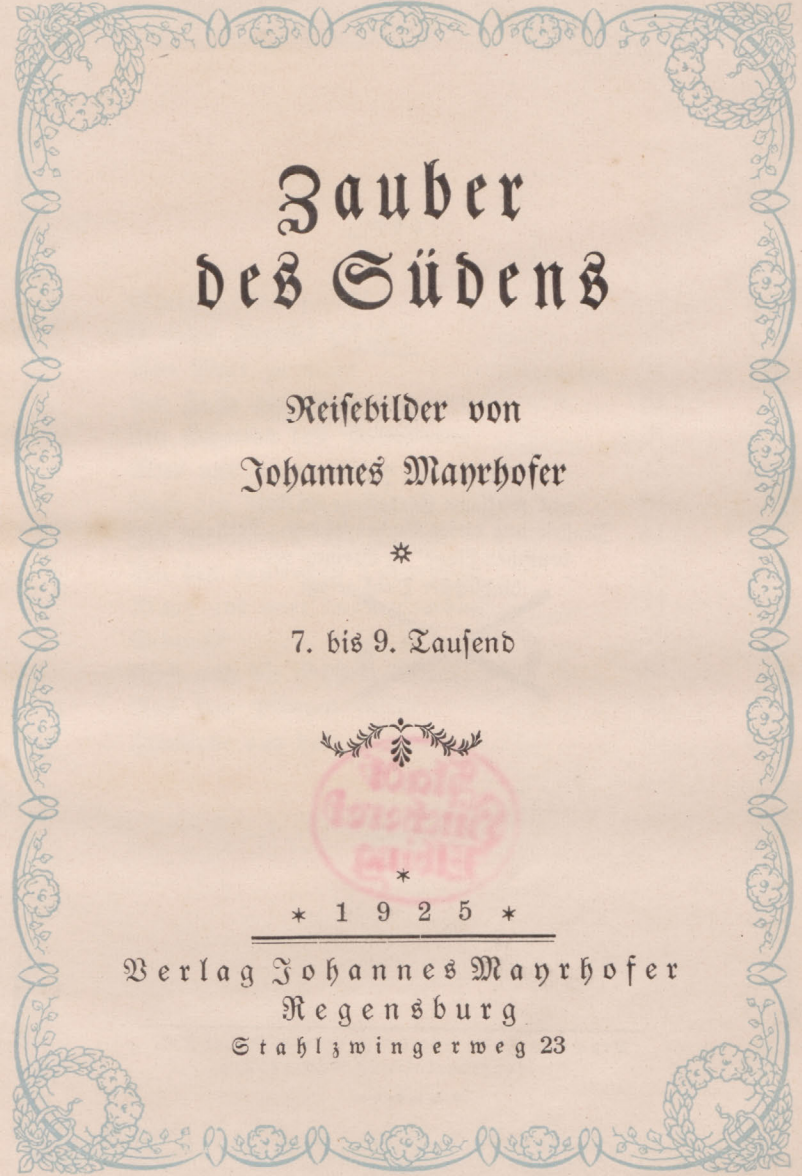


Johannes Mayrhofer

Zauber des Südens

*






Zauber des Südens

Reisebilder von
Johannes Mayrhofer

*

7. bis 9. Tausend




* 1 9 2 5 *

Verlag Johannes Mayrhofer
Regensburg
Stahlzingerweg 23

1930, 1355



2624

✱

Für gütiges Interesse
und wirksame Förderung bei der
Illustrierung dieses Buches sei dem „Nord-
deutschen Lloyd“ in Bremen ver-
bindlichster Dank gesagt



Druck von Josef Kösel & Friedrich Pustet N.:G.
Zweigniederlassung Regensburg

Made in Germany

Inhalt

	Seite
Genua	7
O dolce Napoli!	15
Von Meer zu Meer	21
Am Fuße des Atna	31
Im Schatten des Parthenons	37
Altes und neues Athen	45
Nach den Gestaden Asiens	53
Im Banne der Aja Sophia	61
Bei den heulenden Derwischen	67
Kreuz und quer durch Stambul	71
Sclamlif	79
Ejub und die Süßen Wasser	85
Nach den Prinzen-Inseln	91
Heimkehr aus dem Orient	97



Genua

Hinter mir lag die ganze lockende Schönheit der Schweiz mit ihrem in der heitersten Frühlingssonne glitzernden, ewig neuen Vierwaldstätter See und den überwältigenden Prachtdekorationen der Gotthardbahn; hinter mir lag, zu Marmor erstarrte Musik der Sphären, Mailands erhabener Dom; hinter mir lag so viel des Schönen und Herrlichen, das immerdar so laut und erfolgreich zu unserem deutschen Gemüt spricht, wenn wir nur Zeit und Muße finden, uns liebend hineinzuverensenken.

Aber ich hatte eben keine Zeit und keine Ruhe. Galt es doch, mit allen Hilfsmitteln moderner Hast und Schnelligkeit hinabzurafen zum blauen Mittelmeer und rechtzeitig die kleine Reisefarawane zu erreichen, mit der meine Schicksale für die nächsten Wochen so eng und innig verknüpft sein sollten.

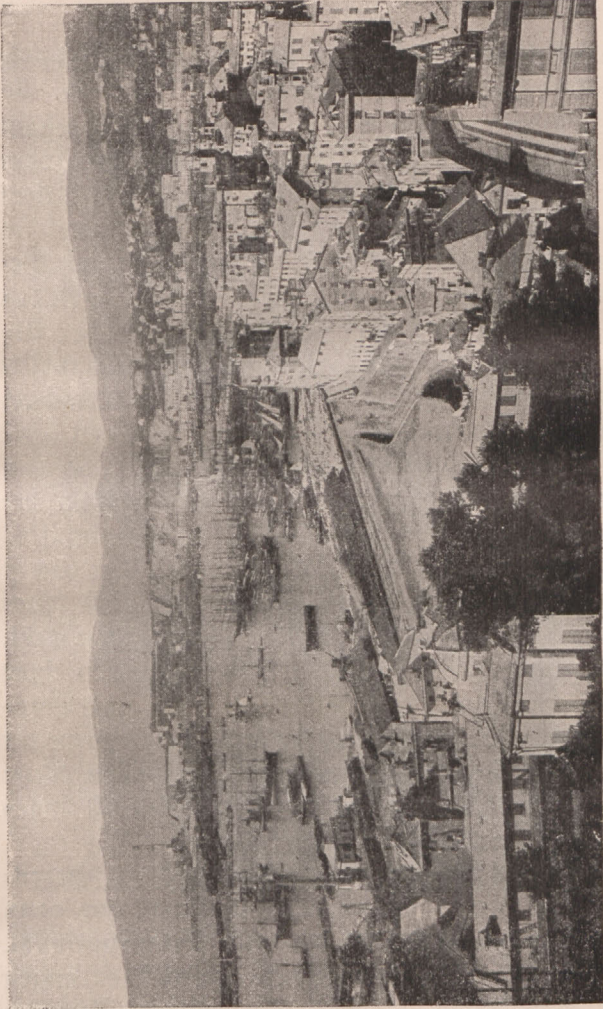
Manchen Prospekt hatte ich daheim durch meine Hände gleiten lassen und dann des Abends beim traulichen Lampenlicht bereits in der Phantasie die abenteuerlichsten Reisen ausgeführt, in die Regionen des ewigen Eises und zu den Felsentempeln von Abu Simbel, durch die norwegischen Fjorde und nach der Dase Wikfra mit ihren hundertfünfzigtausend Dattelpalmen. Man reist so schön

und so furchtbar bequem des Abends bei der traulichen Lampe und bei all den bunten Prospekten.

Aber schließlich, in elfter Stunde, hatte ich mich einer schönen realen Mittelmeerfahrt angeschlossen, die das Berliner Weltreisebureau „Union“ (Unter den Linden) in Verbindung mit Thos. Cook & Son in Hamburg arrangiert, und ich kann gleich von vornherein konstatieren, daß ich meinen Entschluß nicht zu bereuen hatte.

In einem eleganten Hotel der Via Cairoli zu Genua spielte sich des ersten Aktes erste Szene ab. Man fand sich zusammen, stellte sich vor und machte im stillen psychologische Studien und Berechnungen über die plötzlich erworbenen neuen Bekannten. Man stärkte sich nach den Mühen des Eisenbahnfahrens bei einem Diner, wobei einen dienstbereit ein halbes Duzend befrachter Jünglinge umgeisterte. Man sah sich dann die komfortablen Lese- und Konversationsräume an, wie auch die wunderbar im Hotel bis zum „jardin au cinquième étage“ emporentwickelten Terrassen mit ihren grünenden Sträuchern, duftigen Blumen und verführerisch leuchtenden Südfrüchten.

Wichtiger als das alles aber war eine schöne Fahrt im offenen Wagen zu dem weltberühmten Campo santo. Es war nicht das erstemal in meinem Leben, daß ich diese Stätte aufsuchte, wo, wie an keiner anderen, die Schrecknisse des Todes über-



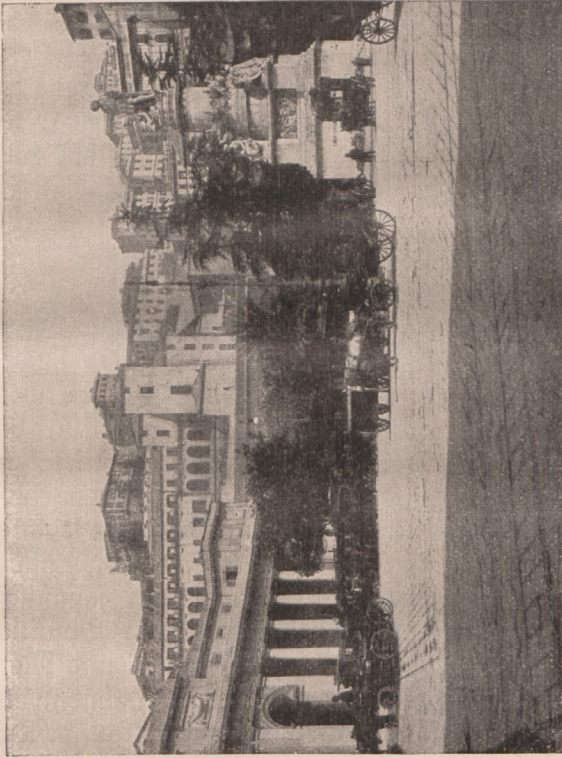
Genoa

rauscht werden von einer grandiosen Symphonie der kühnsten bildenden Kunst.

Es mag unendlich viel Eitelkeit mithineingebaut sein in einzelne dieser stolzen Monumente oder doch zum mindesten gar zuviel Sorge und Arbeit eines langen Lebens vergeudet sein auf ein im Grunde ziemlich belangloses Fortleben im Gedanken müßiger Beschauer. Oder hat sich z. B. das Mühen jener Brezelsfrau verlohnt, die es den Advokaten und den Großkaufleuten gleichtun wollte und nun in Lebensgröße ganz realistisch nachgeschaffen und mit einer ihrem Ideenkreis entwachsenen Dialektinschrift dasteht und von den Leuten aus dem Volke so verständnisinnig bewundert wird, die kaum an einem Denkmal so viel studieren wie gerade an diesem? Aber das ist wahr: Monotonie, schwere Gleichförmigkeit kennt dieser Friedhof mit seinen feierlichen Hallen nicht. Die religiösen Trostgründe beim Hinscheiden eines Anverwandten, die zartesten Gedanken und Empfindungen der Überlebenden finden hier einen oft überraschend großartigen und originellen Ausdruck, der in der imposanten Herrlichkeit all dieses Marmors doppelt entzückt.

Eigenartig und durch die Schärfe der Gegensätze nur um so interessanter umfängt uns dann wieder Genuas Volksleben und Straßengewühl. Wieder auch diese unvergeßlichen winkeligen, engen Seitengäßchen, die bergankriechenden Treppen

zwischen den hohen Häusern, diese malerischen und
scheußlichen Nebenstraßen, über denen eine ewige



Straßenbild aus Genua mit dem Kolombusdenkmal

Industrierausstellung von frisch gewaschenen Hem-
den und sonstigem Leinenzug weht. Italien muß
das sauberste Land der Welt sein; ich habe noch kein

Reich der Erde gesehen, wo mit so viel Wäsche gesflaggt wird.

Und dann wieder die großartigen Kirchen und das weite, wundervolle Panorama, so entzückend ausgebreitet an den herrlichen Bergen. Wie eine stolze Königin auf ihren Ruhepolstern thront das königliche Genua an seinem dienstbereiten Meer, mag auch sein Diadem, das früher weithin herrschend durch die Lande leuchtete, von seinem einstigen Glanze etwas verloren haben.

Zum Schönsten, was man in Genua unternehmen kann, gehört ein Ausflug in den Park der Villa Pallavicini bei Pegli, wo die edelste Pflanzenwelt des Nordens mit ihren schlanken Nadelhölzern und die des Südens mit ihrem märchenhaften Formenreichtum sich vereinen, um das Auge des Wanderers zu erquicken. Pinien und Libanon-Zedern erheben stolz ihre Häupter, Wälder von Rosen und Bergißmeinnicht umleuchten uns. Baumgroße Erika entlocken uns einen Ruf des Staunens. - Johannisbrotbäume und japanische Mispeln, Agaven und Eukalyptusbäume, Opuntien und Eichen, Kampferbäume, Orangen und Mandarinen in schönster Pracht. Ein Palmenwald, von dessen Vielgestaltigkeit man nie geträumt. Das und tausend andere Wunder für einen gemütvollen Naturfreund zieht in den vornehmsten, edelsten, bestgepflegten Anlagen an uns vorüber. Eine Wanderung, die zum Entzücken ist.

Und nun wird dieser Zauber noch erhöht durch die manchmal fremdartigen, aber immer fesselnden Bauten, Kioske, Tempelchen, Wasserkünste und tausendfachen Einfälle, die ein Traum müßiger Stunden geboren und die dann Reichthum und Kunst, miteinander im Bunde, ins greifbare reale Dasein gerufen haben. Durch unterirdische Grotten fährt man hin auf schwankendem Kahn, vorüber an einer in stiller Nische thronenden Madonna. Und wenn sich die geheimnisvolle Welt wieder dem vollen Lichte des Tages erschließt, so strahlt uns mitten in den klaren Wassern ein leicht aufstrebender Marmortempel der Diana entgegen, mit einem Hofstaat für die Göttin, wie gleichfalls Hellas' Mythen ihn erfunden und wie der Künstler ihn hier gemeißelt, um ringsum die träumerischen Fluten noch mehr zu beleben. Und über all die Pracht dieser reizenden Parkgewässer hinweg schweift der Blick zur Tiefe, über das fern ans Gestade flutende blaue Meer.

Genua, wie bist du schön!

O dolce Napoli!

Am Abend, nach Einbruch der Dunkelheit, verließen wir Genua. Lange Lichtketten, die sich mit tausend leuchtenden Punkten über das amphitheatralische Stadtbild streuten, grüßten uns noch zum Abschied bis weit ins düstere Meer hinaus. Allmählich erloschen dann die kleineren für unsere Sehkraft, und nur ein Diadem aus zwei Reihen edelster Juwelen schimmerte und leuchtete noch lange über der königlichen Stadt.

Wir fuhren mit der „Skutari“ vom Norddeutschen Lloyd, und ich könnte jetzt in Gefahr kommen, einen langen Lobeshymnus auf diese tadellose Reisegelegenheit zu halten, statt von meinen Erlebnissen zu erzählen. Aber das ist kaum noch erforderlich. Wer die Einrichtung, den Komfort, die Bedienung, die Verpflegung (o diese mehr als üppige Verpflegung, wo schon um acht Uhr morgens das erste Frühstück mit fünfundzwanzig Gerichten einsetzt!) auf den Lloyd dampfern kennt, wird mir ohne weiteres glauben, daß alles tadellos war.

Ein Tag auf See. Man wird so nach und nach bekannt mit den meisten der Mitreisenden, sowohl mit denen von der engeren Reisegeellschaft wie

auch mit den übrigen Passagieren. Es sind liebe Leute darunter, und es ist etwas erstaunlich Behagliches und Erfrischendes, wenn man so, dem Lärm und den Sorgen des Alltags entronnen, mit gleichgestimmten Seelen in die wechselnden, im Grunde gleichen und doch ewig verschiedenen Meeresbilder hinausträumen kann, oder wenn man, indes uns ein frischer Seewind sanft umschmeichelt, behaglich in die bequemen Schiffsstühle hingelagert, bedächtig über die großen und kleinen Probleme von Welt und Leben plaudert.

Am nächsten Tage die Einfahrt in Neapel. Es ist eine wiederkehrende Erscheinung, daß die Glanznummern des Programms oder das, was man im voraus dafür gehalten, manchmal versagen, und die Schönheit sich besonders strahlend da offenbart, wo man sie nicht gesucht. Unserer Einfahrt fehlte die rechte Beleuchtung. Ich leugne es nicht, sie war auch so noch großartig, aber „Neapel sehen und sterben“, hier hätte ich es jedenfalls nicht getan, selbst wenn die Herren Philologen den Spruch nicht schon ohnedies umgebracht hätten.

Um so entzückender war freilich der Ausblick, den ich wenige Stunden später genießen sollte, droben bei Sant' Elmo. Jeder Versuch, das zu schildern, wäre verlorne Liebesmüh'. Was sich hier aus dem leuchtenden Golf von Neapel, der prächtigen, weiten Stadt, den Inseln und Bergen, nicht zuletzt dem dräuenden Vesuv, und dann wieder den

idyllischen kleinen Ortschaften, die sich traut ins frische Frühlingsgrün gebettet, für ein Hohes Lied der Schönheit ergibt, das muß man an sich selbst erfahren, selbst empfunden und ausgekostet haben. O, dieser zauberische Sonnenschein über dem zauberischen Neapel, diese Wunder des Lichts und der Farbe!

Da oben ist ein Militärgefängnis, und nur durch unheimliche, gewaltige Mauern dringt man vor zu diesem Elysium. Glückliche Gefangene, die man hier einsperrt, um eines der schönsten Panoramen der Erde in aller Beschaulichkeit zu ergründen!

Prachtvoll ist auch die Fahrt von da droben her zur Stadt über die Via Tasso, wo immer neue Ausblicke sich erschließen und Schlösser und Gärten in der ganzen Fülle der Früchte des Südens prangen.

Soll ich noch vom Aquarium erzählen, das die Wunder des Meeres, eine geheimnisvolle Welt seltsamer Pflanzen und Tiere, in reizender Umrahmung erschließt? Oder vom großen Museum, wo neben tausend Kunstwerken einer antiken Schönheitswelt die ganze Kultur des lebendig begrabenen Pompeji sich vor dem erschauernden Besucher aufstut? Soll ich die feierlichen Kirchen schildern, zu denen gerade heute, mitten in der Woche, an einem speziell neapolitanischen Gedächtnistag, unablässig Scharen andächtiger Besucher wallen?

Ach, man könnte Bücher schreiben über das



schöne, rätselhafte Neapel. Und ich kann doch nur kurze Eindrücke, die mir wieder Phantasie und Herz bewegen, mit schwachen Worten bannen und gestalten.

Das schmutzige Neapel! Ich glaube, daß man ihm doch sehr unrecht tut, wenn man immer nur von Schmutz und Trägheit redet. Natürlich, es gibt



Neapel mit dem Vesuv

auch Schmutz in Neapel — sehr poetischen, malerischen Schmutz; aber ganz so arg, wie man es oft von flüchtigen Besuchern schildern hört, ist es nun doch nicht. Und im übrigen habe ich schon am Morgen mehr Tätigkeit in der Stadt gesehen als behagliches dolce far niente.

Das Schöne ist, daß sich das Leben so sehr auf

die Straße drängt, auf der Straße abspielt, daß die Läden vielfach von der Straße Besitz ergreifen (man erinnert sich ein wenig an die Souks von Tunis), daß Handwerker, Früchtehändler, Zwiebeljungen, Leute mit einem kleinen Verkaufsstand auf dem Bürgersteig, beladene Wagen, lasttragende Esel, dann Ziegen und Kühe, die gleich auf der Straße gemolken werden, und tausend andere charakteristische Figuren sich dauernd zu den lebensvollsten Bildern gruppieren. Solch eine Wagenfahrt, die mit Vorliebe den ganz glänzenden modernen Straßenzügen ein wenig aus dem Wege geht, hat ihre köstlichen Reize.

Vor der Abfahrt des Dampfers sollten wir dann noch ein rechtes Stück von Volkstypen und Volksleben mitbekommen, bequem von der Reling des Schiffes aus zu genießen. Im Wasser drei kräftige Jungen im Badekostüm, die für jedes größere Kupferstück kopfüber in die Tiefe gehen, um den Gewinn alsbald in Ermangelung eines Portemonnaies geschickt im Munde unterzubringen. Am Ufer eine ganze Horde von Tagedieben und Spaßmachern, zerlumpte Gestalten, die sich in wilden Knäueln balgen um jedes Geldstück, das ihnen hingeworfen wird. Dann wieder — ein Bild erschütternden Glends — im Boot ein alter blinder Mann, der flehend seine sonnenlosen Augen gegen die glühende Sonne des Südens richtet, die ihm nicht mehr leuchtet, indes seine Begleiterin, ein

kleines Mädchen, mit einem umgekehrten Schirm die Gaben des Mitleids auffängt. Daneben wieder in einem zweiten Boot — ein Symbol heiterer Daseinsfreude — ein älterer und ein jüngerer Mann, die auf ihren Violinen den Tanz und die Gefänge von zwei blühenden neapolitanischen Schönen begleiten. Volkslieder, schön und anheimelnd auch für den, der die Texte nicht ganz erfaßt. Aber da, o Graus! fangen die Mädchen mit einem Male an, die Weisen unserer neuesten Operetten zu singen, die ich, ach, im fernen Vaterlande nur zu oft schon genossen. Schnell werfe ich ein Geldstück hinunter und schreie: „O dolce Napoli“, und sofort erklingt denn auch die alte schöne Weise.

Die alte schöne Weise, die noch lange in meinem Herzen nachklingt, da der Dampfer sich in Bewegung gesetzt hat und in wundervollen Bildern die Stadt, der Besuch mit seiner leichten schwarzen Rauchsäule, die liebliche Küste mit Castellammare und Sorrent, und Capri — mein geliebtes Capri, das ich diesmal leider nicht besuchen kann — mit seinen trotzigen, zackigen Felsenmassen an meinem berauschten Auge vorübergleiten!

O dolce Napoli!

Von Meer zu Meer

Neben den großen unvergänglichen Erlebnissen bietet das Reisen auch eine Fülle von kleinen Kollisionen, Unbehaglichkeiten, Enttäuschungen und ähnlichen bösen Dingen, die im Augenblick nicht zur Erhöhung der Stimmung dienen, nachher aber in der Erinnerung ganz amüsant sein können. Schopenhauer freilich würde die Gelegenheit benutzen, eine schwermutsvolle Klage darüber anzustimmen, daß wir im breiten Detail des Lebens nicht einmal tragische Helden sein können, sondern notwendig zu läppischen Lustspielcharakteren herabsinken müssen. Ich meine, daß auch die kleinen Schicksalsstreiche und auch so manche kleine Eigenheiten der lieben Mitmenschen ganz nett sind, besonders im verklärenden Lichte der Erinnerung.

Da war z. B. ein lebenswürdiger Mitreisender, der den kurzen Aufenthalt in Genua dazu benutzte, ein — Lichtspieltheater zu besuchen. Ein Kino in Genua! Aber immerhin ein Zug, der uns den Betreffenden „menschlich näher rückt“, wie, glaub' ich, der Ausdruck in den Aufsätzen der Unterprima lautet. Und eine Dame benutzte den Aufenthalt in demselben Genua, um an Bord des Schiffes zu gehen und sich davon zu überzeugen,

daß ihre Kabine sehr gut war, was sie am Abend der Abreise auch noch immer zu ihrer Freude hätte



Bordspiele auf einem Dampfer des Norddeutschen Lloyd

entdecken können, wenn sie nicht schon sowieso davon überzeugt war.

Selbstverständlich macht man so eine weite Reise erster Klasse, und man denkt mit Schrecken an die minder erlesenen Daseinsbedingungen einer tieferen Rangordnung. Indes, es ist vielleicht doch eine Gunst gütiger Schickung, wenn man einmal, mag man es vorhaben oder nicht, zu seiner Ausbildung in diese anscheinend so furchtbaren Regionen verschlagen wird.

Ich habe das im Anfang meiner Reise auch erlebt, und das kam so: Da ich mich zu spät anmeldet, waren die sämtlichen Plätze erster Klasse bis Sizilien schon ausverkauft, und wollte ich nicht eine ziemlich erschöpfende, ungeheuerliche Eisenbahnfahrt erdulden, so blieb mir nichts anderes übrig, als zunächst eine Kabine dritter Güte zu nehmen, mit dem Privileg, tagsüber bei den Passagieren erster Klasse zu weilen (eine zweite Klasse gab es auf diesem Dampfer nicht).

Ich erhielt eine vierbettige Kabine — ganz allein; über Raummangel konnte ich mich also nicht beklagen. Und war die Einrichtung etwas einfacher als bei meinen „glücklicheren“ Reisegefahrten in der ersten, sauber und anständig war es jedenfalls, und das ist schließlich die Hauptsache.

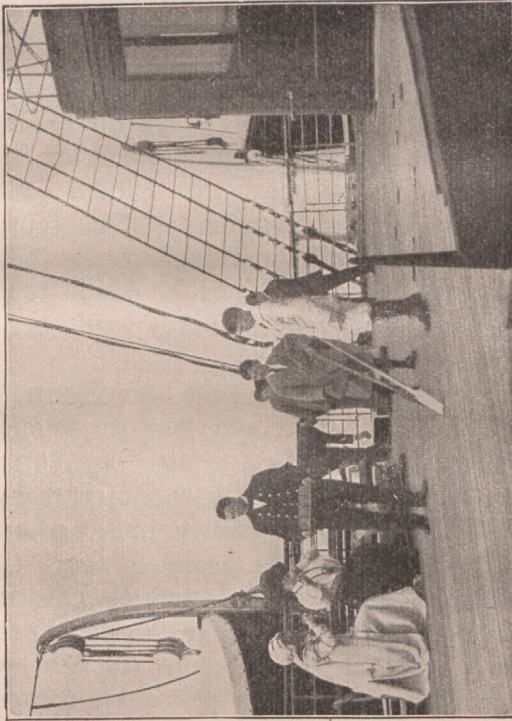
Die denkwürdigste Gesellschaft da unten war eine riesige Zigeunerfamilie, fünfzehn Köpfe. Eines Abends kam ich an der geöffneten Tür ihrer Kabine vorüber und erlebte da ein höchst malerisches Bild eines modernen Zigeunerlagers. Aber es

waren jedenfalls brave Leute, und wenn es auch keine Sprache der Erde gab, in der wir uns verständigen konnten, so hielten wir doch, wo immer wir uns begegneten, treue Freundschaft. Den einen Jungen hätte ich gerne photographiert mit der ganzen Pracht seines rabenschwarzen Haares — auch eines der Mädchen war eine recht hübsche Erscheinung — aber leider hatte ich keinen Kodak mitgenommen, und so mußte ich mein Interesse darauf beschränken, gelegentlich: „Kal imera“ zu wünschen, den Kindern etwas Schokolade zu kaufen und dem Alten eine meiner Manoli anzubieten.

In Neapel stieg ein Weltreisender ein, der nach Sizilien wollte. Sein Koffer war befüllt mit den Scheinen sämtlicher Hotels von Udelaide bis Westeuropa, und sein Auftreten war von einer imponierenden Sicherheit und Energie. Da er zugleich ein praktischer Mensch war, begnügte er sich auch mit der dritten Klasse, statt auf den nächsten Dampfer zu warten.

Bei Tisch flüßte mir dieser Weltreisende — nebenbei Reserveleutnant — schon eine mächtige Hochachtung ein. Ich erlaubte mir da die Bemerkung: „Die Verpflegung ist tadelloß,“ worauf mein Nachbar ruhig erklärte: „Gut, aber nicht raffiniert.“ Er schaute in die Speisefarte und entdeckte ein Gericht, das selbst ihm noch unbekannt geblieben: „Steward, ist das was? Können Sie

das empfehlen?“ Der Jüngling glaubte das zu können. „Bringen Sie das mal!“ Was sogleich geschah. Er stocherte einen Moment mit der Gabel



Erfrischungen gefällig?

darin: „Eh, ist ja nichts. Nehmen Sie das mal wieder mit!“ Ich gestehe, daß meine Bewunderung zunahm.

Abends teilte mir der Kabinensteward mit, daß zwei Damen in Neapel eingestiegen. Denen habe er meine bisherige Behausung übergeben. Ich selber war mit dem Weltreisenden in einer noch geräumigeren Kabine einquartiert, direkt neben den Zigeunern.

Man muß es der Zigeunermutter lassen, daß sie auf Ruhe und Ordnung hielt. Immerhin konnte man nicht gut verlangen, daß all die vielen Kinder sich wie Taubstumme verhalten sollten. Als ich deshalb des Abends in meine Kabine kam und einen der Zigeunerjungen jenseits der dünnen Bretterwand reden hörte, dachte ich in meinem stillen Sinn: Na, er wird auch schon wieder aufhören.

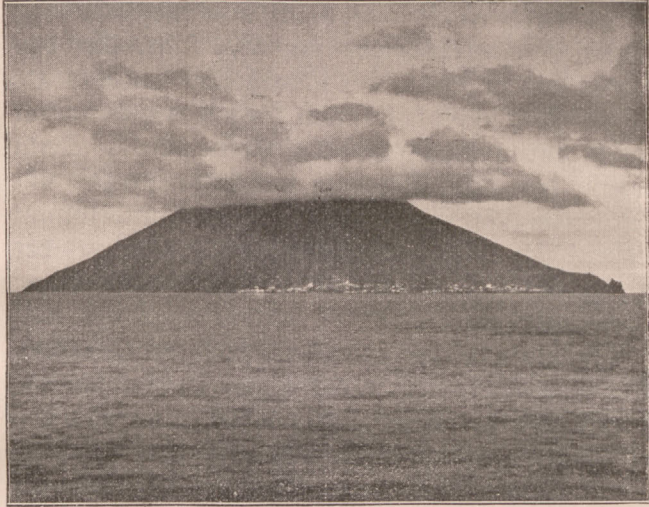
Nicht so mein neuer Freund, der Weltreisende und Reserveleutnant. Kaum war der erschienen, da donnerte er auch schon zu den Zigeunern hinüber: „Eh, Ruhe da nebenan!“ Sofort war alles totenstill. Die Worte hatten sie nicht verstanden, aber wohl die Betonung.

Als dann nach einiger Zeit noch einmal jemand die Kühnheit hatte, ein paar Worte zu reden, richtete sich der Weltreisende nur ein klein wenig auf seinem Lager auf und schmetterte mit Stentorstimme hinüber: „Pf! Schnauze!“ Worauf alle Zigeuner sich erschreckt in Schweigen hüllten und der Weltreisende befriedigt in den Schlaf des Gerechten versank.

In dieser Nacht erhob ich mich gegen meine sonstigen Gewohnheiten um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr, um den Stromboli zu sehen. Als ich auf Deck kam, bereute ich es indes schon halb, mich für nichts und wieder nichts um meine Ruhe betrogen zu haben. Denn wohin das Auge sich auch wandte, eine fast undurchdringliche Finsternis. Nur ganz unbestimmt ließen sich die zuckerhutartigen Konturen des Berges erkennen, obschon wir ganz nahe daran vorbeifuhren.

Aber man soll nie zu früh an etwas verzweifeln. Als ich noch so dastand und ins Dunkel hinausstarzte, wurde ich plötzlich belohnt durch den Anblick einer geradezu gigantischen Feuererscheinung, die mit ihrem Glutschein weithin den Himmel über dem Vulkan in düstres Rot tauchte, im Widerschein der unheimlichen Gewalten, die da im Innern der Erde kochen und toben.

Und so habe ich im Laufe der nächsten Stunden, in denen der Stromboli noch sichtbar blieb, noch etwa sieben gewaltige Phänomene dieser Art bewundern dürfen, und zum Schluß, als der Berg, von einer anderen Seite gesehen, in der Form eines nahezu mathematischen Trapezes vor mir lag, wurde ich dann noch durch eine schneeweiße Dampfsäule erfreut, so gewaltig und großartig, daß alles, was ich auf meinen Italiensfahrten in der Art beim Besuch gesehen, eitel Kinderei dagegen ist. Eine Wolke, die — mit den Augen im



Der Stromboli

Vergleich zu der Höhe des Vulkans abgeschätzt — reichlich zweihundert Meter hoch und siebenzig breit sein mochte, ein grandioses Bild der dräuenden Mächte der Tiefe.

Zugleich erlebte ich auf der anderen Seite des Schiffes einen Sonnenaufgang, wie ich ihn köstlicher überhaupt noch nicht gesehen. Wie da über den violetten Bergen Kalabriens die verschiedenen Farbennuancen, die die Ankunft des Tagesgestirns verkündeten, sich ausbreiteten, rosa, bräunlich, orange, unterbrochen durch schmale dunklere Wolkenlinien, wie dann solch ein Wolkenband ver-

goldet ward durch den Abglanz der nahenden Herrscherin, wie dann wieder auf dunklerem Grunde Strahlenbündel emporblitzten weithin über den Himmel, und die Sonne selber, stolz und groß, über den Rand der Berge trat und, höher schwebend, Wolken und Meer in ihre Glorie tauchte, bis schließlich eine Wolke sie unseren Blicken verbarg — das vermag kein Maler zu schildern, kein Dichter zu besingen.

Um so wehmütiger stimmt es, wenn man nach all diesen Herrlichkeiten durch die Straße von Messina fährt und da sieht, wie langsam und mit welchen Schwierigkeiten in Reggio und Messina ein frisches neues Leben aus den Ruinen blüht, welche jene furchtbare Katastrophe geschaffen, die vor ein paar Jahren ganz Europa vor Schrecken erstarren ließ.

Nachdem ich noch meinem lieben Taormina, das ich diesmal leider nicht betreten durfte, einen stillen Gruß gesandt, ging's an dem in Wolken verschleierten Atna hin nach Catania, von wo uns dann eine lange, lange Fahrt hinübertragen sollte zu der heiteren Frühlingswelt von Hellas.

Am Fuße des Atna

Catania la bella. Die schöne Stadt am Atna, in der Kornkammer Siziliens, in einer herrlichen, aber gefährlichen Gegend. Der feindliche Nachbar hat sie wiederholt zerstört. Lavaströme und Erdbeben haben alle ihre Schrecknisse spielen lassen, und nicht immer ist es so gut gegangen wie an jenem Tage, da eine um Hab und Gut und Wohnung bangende, aber auf höheren Schutz vertrauende Volksmenge betend der sich heranwälzenden Lava entgegenzog und der verderbliche Strom plötzlich seine Richtung änderte und sich ins Meer ergoß. Aber trotz aller Verwüstungen ist die Stadt immer wieder schöner, gerader und regelmäßiger aus ihrem Elend emporgestiegen als verjüngter Phönix.

Uns Nordländer beschleicht freilich im Anblick der lavagepflasterten Straßen und des grämlich in seine Wolkenhaube gehüllten Atna der Gedanke aus der „Braut von Messina“:

„Auf der Lava, die der Berg geschieden,
Wöcht' ich nimmer meine Hütte bauen.“

Und doch, es wohnt sich schön in diesem selbst im Winter lieblichen und stets gesunden Klima, und es gibt so viel zu sehen, woran sich Auge und Gemüt erquickt.

Welch einen imposanten Eindruck macht nicht beispielsweise das ehemalige Benediktinerkloster mit seiner gewaltigen Kirche, deren riesige Dimensionen — sie ist 105 Meter lang — den Besucher so klein, so winzig klein machen, wie er sich auch klein fühlt, wenn er oben vom Turm hinausschaut über die weiten, ernstesten, grau und gelb gesprengelten Häuser der Stadt und ihren unberechenbaren Nachbar. Recht winzig und ohnmächtig kommt man sich da vor, den schlummernden Naturgewalten gegenüber, die keiner von uns meistert.

„Daß nur Menschen wir sind, der Gedanke beuge das Haupt dir.“

Aber wenn wir dann wieder die Schönheit menschlicher Kunst angestaunt, die herrlichen Fassaden der großen Bauten, die Altäre, Chorstühle, Monumente, nicht zuletzt auch das Grabmal der Stadtheiligen Agatha, das uns von staunenswerter Charakterstärke kündigt, die sich auch in einem schwachen Weibe offenbart, dann geht uns tröstend und erhebend der zweite Vers des Distichons durch die Seele:

„Doch, daß Menschen wir sind, richte dich freudig empor.“

Diese alten Reminiszenzen aus der Zeit der ringenden Mächte des Heidentums und des Christenglaubens finden noch weitere Anregung und Nahrung, wenn wir jene berühmten, wundervoll ausgeführten Schnitzereien betrachten, die die ganze

Legende wie in einem farbenreichen Gedicht vor unsere Seele stellen, oder wenn wir die mächtigen



Hafen von Palermo und Monte Pellegrino

Reste der antiken Theater anstaunen, die noch heute in Catania zu finden sind.

Bei einem derselben wird auch unser Sinn für das Malerische, speziell das, was man gern als „malerische Winkel“ bezeichnet, im höchsten Grade befriedigt, denn diese Art, wie sich da eine Zeit bequem ins Erbe ihrer Vorgängerin gesetzt und selbst das bunte, lebensvolle Italien der Gegenwart sich mit seiner Armut wie mit seiner Schönheit auf und über die alten Mauerreste hingebaut, das ist entzückend. Ja, auch die Ruinen haben ihre Sprache, und ihren eigenen Zauber haben sie, worüber die Philosophen grübeln mögen, nämlich über die Zerstörung als Schönheitsbedingung. Aber ich will heute keine Doktorarbeit schreiben.

Schön ist aber auch das Leben und schön sind die leuchtenden Kinder Floras in den reizenden Gärten und Anlagen, die zum Lustwandeln laden. Diese südliche Pflanzenpracht und dazwischen die Büsten der berühmten Männer, und immer und immer wieder ein Prachtblick auf den Atna! Dazu vielleicht noch die Klänge edler Musik — wir sind ja in der Stadt Bellinis und Pacinis —, o, es ist so schön in Catania la bella!

Freilich sind sie auch hier nicht alle auf Rosen gebettet. Welch schlichte Lebensbedingungen ahnen wir nicht, wenn wir z. B. die Mädchen an der Straße sitzen sehen, wie sie die trockenen Palmblätter an der harten Lava zerfasern, um einen Staubwedel zu erhalten, der ein paar Centesimi wert ist, oder wenn wir die Arbeiterinnen be-

trachten, die dort neben dem großen Drangenlager an einem improvisierten Feuerchen auf der Straße eine mehr als färgliche Abendmahlzeit herrichten! Aber selbst bei solchen Leuten, die wahrlich keine verhätſchelten Schoßkinder des Glückes sind, kann man eine freundliche Heiterkeit finden, die ein zufriedenes Gemüt ahnen läßt.

Bei meinem vorletzten Aufenthalt auf Sizilien bin ich in dem vornehmen, stolzen, modernen Palermo gewesen und ebenso an der wüſten Trümmerstätte, die Messinas zerstörte Herrlichkeit barg. Catania aber wird in der Erinnerung bleiben als das echt, unverfälscht italienische, das gemütliche, poetische, das nicht so sauber und so fein ist wie das gepuzte Palermo, das noch heute in seinem elektrischen Licht von alter Kaiserherrlichkeit träumt, und nicht so unglücklich wie die tiefgebeugte Schwester, die vergeblich sinnt, wie sie den schweren Schlag verwinden soll, der all ihre Reichtümer in ein schauriges Chaos zerflattern ließ.

Schwer würde mir der Abschied, Catania la bella, wenn's mich nicht hinzöge über das weite Meer, dahin, wo pentelische Marmorpracht uns zurückzaubert in die Lage des Perikles und die Sonne von Hellas über der Burg der Athener leuchtet.

Im Schatten des Parthenons

Es ist eine lange Fahrt von Catania bis zum Piräus. Am ersten Tage konnten wir so recht die Einsamkeit des Meeres genießen: Himmel und Wasser, und wiederum Himmel und Wasser, sonst nichts, gar nichts, nur ein einziges Mal habe ich ein Schiff gesehen.

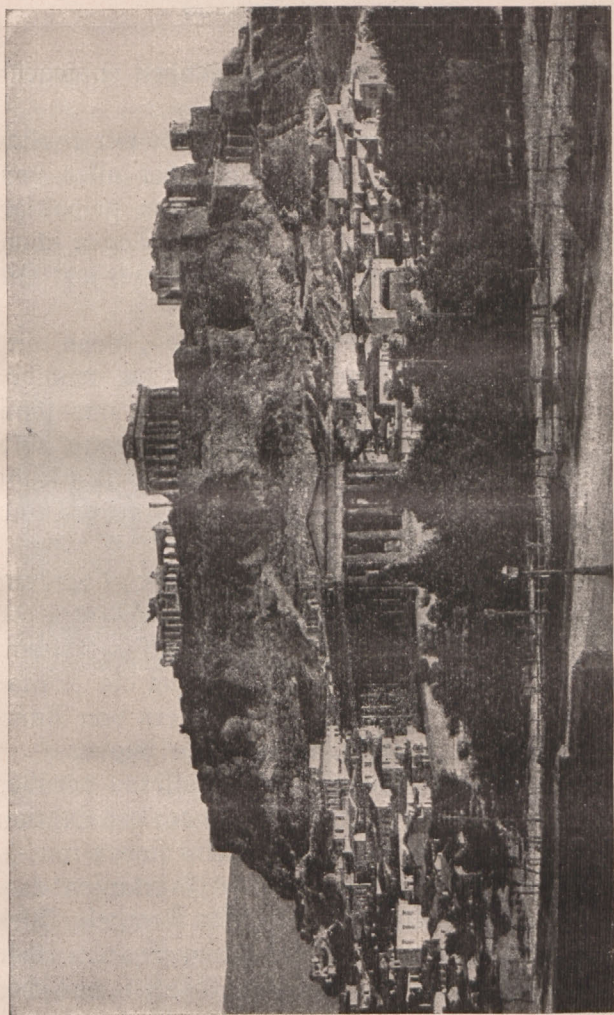
Die Einsamkeit „genießen“ — dieser Ausdruck bedarf indes, um ehrlich zu sein, einer kleinen Korrektur. Wir hatten Windstärke 7—8. „Ist noch gar



Athen, von Süd-Ost gesehen, mit Lykabetos und Zeustempel

nichts," sagte mir ein freundlicher Schiffsoffizier, „Sie sollten mal erst einen Orkan erleben!“ Ich gestehe, daß es mich, wenngleich ich den Bildungswert eines solchen Orkans nicht geringschätzig beurteilen will, heute nicht sehr darnach gelüftete. Man brauchte nur zum Vorderteil des Schiffes zu gehen, die wildausspritzenden, schäumenden Wellen zu betrachten, durch die der Dampfer rücksichtslos seinen Weg nahm, oder man schaute zurück auf die durchmessene Bahn und sah, wie in einem Augenblick eine ungeheure Wasserwand hinter dem Schiffe emporzusteigen schien, die dann bei seiner nächsten Erhebung sogleich wieder verschwunden war und dafür den Blick in unendliche Himmelsfernen irren ließ — es wurde einem schon seltsam dabei zumute. Und erst, wenn man sich an die üppige Tafel setzte zu neuer Stärkung — ich nahm nur die Speisekarte in die Hand, dann rettete ich mich bereits ins Freie, wo mir ein menschenfreundlicher Steward auf meine Bitte ein paar leichte Erfrischungen kredenzte, während drinnen eine kleine Schar von Auserlesenen schwelgte und praste. Aber es gab v i e l e Leidtragende an diesem Tage, der glücklicherweise der einzige war, an dem man die Schrecknisse der Seekrankheit erproben konnte.

Die nächste Strecke war friedlicher, und es gab auch wieder mehr zu sehen. Ging es doch in nächster Nähe des Landes um die südlichsten Teile Griechenlands, von denen uns schon so manche Gedanken



Atrypolis und Isisstempel

an die großen Tage der Vergangenheit entgegenwehten.

Höher aber schlug uns das Herz, als wir endlich im Piräus einliefen und ringsumher alles von Hellas' großen Tagen kündete, deren gewaltige Denkmäler, die uns seit der Kindheit Tagen schon vertraut und Ziele unserer Sehnsucht, wir jetzt mit staunenden Augen schauen sollten.

Wie köstlich dünkt es uns nicht schon, wenn wir, dem Ruderboot entfliegen, überall die wohlbekannten griechischen Lettern lesen, die uns sonst nur im Xenophon und Thukydides begegnet und die uns hier unter freiem Himmel, im hellen Licht des Tages von allen Häusern entgegengrüßen und ganz moderne Dinge erzählen.

Hier ist ein *ΞΕΝΟΛΟΓΕΙΟΝ* und dort ein *ΚΑΦΕΝΕΙΟΝ* und da sogar ein *ΤΡΟΧΙΟΔΡΟΜΟΣ ΠΑΡΑΛΙΑΣ ΠΡΟΣ ΤΟ ΤΕΛΩΝΕΙΟΝ*. Köstlich, köstlich! Man sieht, wie bildungsfähig die „Sprache der Götter“ ist, um den Europäern von Anno 1911 Hotel, Café und Tramway zu zeigen.

An dem vornehmen Seebad Phaleron vorüber führt uns der Zug in kurzer Zeit nach der Station Theseion, und im nächsten Moment stehen wir — überbrückt, verschwunden sind die Jahrtausende — vor dem besterhaltenen der antiken Tempel. Alles pentelischer Marmor, die Cella umgeben von einer Säulenhalle mit je dreizehn Säulen dorischer Ordnung an den Langseiten und je sechs an den

Fronten, dazu der Schmuck, der aus den alten Mythen entnommen. Der Gesamteindruck ernst, würdig, feierlich.

Und weiter geht's im offenen Wagen, in leuchtender Frühlingssonne.



Am Fuße der Akropolis

Jetzt kam das große Wunder, das keine Feder beschreibt, der Frühlingsmorgen in strahlender Sonnenherrlichkeit unter dem prachtvollen blauen Himmel von Hellas droben auf der Akropolis, unter den höchsten Offenbarungen griechischer Herrlichkeit, wie sie perikleischer Geist im Bunde mit den ersten Künstlern geschaffen und wie sie, teilweise zerstört und doch unsterblich und doch schön in ihrer teilweisen Verwüstung und geadelt von dem

warmen braunen Ton, den das Alter dem schneeigen Marmor aufgeprägt, unsere Sinne berücken, unsere Seele aufjubeln lassen.

Da ragen die Propyläen und der zierliche Tempel der Athene Nike, da erhebt sich, Stadt und Landschaft beherrschend, der Wunderbau des Parthenons und am Nordrande der Akropolis das vielgestaltige Erechtheion.

Was können diese schicksalsreichen Bauten nicht alles melden! Das Nike-Tempelchen hat überhaupt erst wieder deutscher Fleiß aus seinen Trümmern zum Leben erweckt. Der Parthenon aber träumt auch heute noch von dem Glanze der Panathenäen, dem großen Staatsfeste zu Ehren der Athene, bei dem man in heißen Wettkämpfen um den Preis des heiligen Oles rang und in malerischer Prozession mit dem Festgewande der Göttin emporwallte zum Heiligtum. Er träumt von späteren Zeiten, da an die Stelle der Athene die Madonna trat und der Parthenon sich aus einem alten Tempel in die Hauptkirche der Stadt verwandelte; er träumt sich zurück in eine Zeit, da sodann der Islam seine Hand auf ihn legte und ihn zur Moschee umgestaltete, indes das nachbarliche Erechtheion zum Harem eines Paschas herabsank.

Schwer und verderblich für die alte hellenische Herrlichkeit ward dann besonders das Jahr 1687 mit seinem Kampfe zwischen Türken und Venezianern, und an jenem dies ater des 26. September

flog die unheilvolle Bombe in die Pulverkammer des Parthenons, daß alles ringsum in Trümmer fiel, während noch eine zweite Explosion den Prachtbau der Propyläen verwüstete.



Parthenon

Es fehlte nur noch der Lord Elgin, der 1802/03 „Albion mit Athenerleid beglückt“, indem er einen großen Teil der Parthenon-Skulpturen und einzelne Kostbarkeiten des Erechtheions nach England schleppte, so daß Lord Byron zürnend an eine Säule des Parthenons das harte Wort schreiben

konnte: „Quod non fecerunt Gothi, id fecerunt Scoti.“

Aber trotz alledem, auch heute noch ist es ein Glück, unter all den Trümmern einer versunkenen Welt an einem leuchtenden Frühlingmorgen droben auf der Akropolis zu stehen und durch die weißen Marmorsäulen in den tiefdunklen Himmel zu schauen und hinauszublicken auf alle die denkwürdigen Stätten, die Athen für immer unsterblich gemacht. Wie Heinrich Vierordt es besungen:

„Preisen will ich bis zur Bahre,
Daß ich dich, mein Attika,
In der Blüte meiner Jahre
Mit lebend'gen Augen sah,
Daß ich an der Hochburg Schwelle,
Aus gesprengten Tempels Riß
Schimmern sah in Weilchenhelle
Deinen Golf, o Salamis!“

Altes und neues Athen

Auch wenn man nur Stunden hindurch in Athen weilen kann, man nimmt Eindrücke mit von einer Stärke und Tiefe, von einer edlen, beseligenden Schönheit, die das Herz noch lange höher schlagen lassen, so oft die Erinnerung zu diesen ehrwürdigen, poesieumhauchten Stätten zurückkehrt.

O diese Akropolis, diese Sprache, in der der Parthenon trotz all seiner Verwüstungen die Wunder des alten Hellas kündet!

„Wo die Götter einmal weilten,
Bleibt ein ew'ger Glanz zurück.“

Bedauert habe ich nur, daß das Schiff — hier zeigte sich die Kehrseite der Medaille und die Opfer der Anpassung, die man bei einer sonst überaus behaglichen und lehrreichen Gesellschaftsreise zu bringen hat — uns so bald wieder entführte und mir keine Gelegenheit mehr gab, den Tempel der Athene einmal bei Nacht zu besuchen. Es war gerade Vollmond, also eine Gelegenheit, wie sie sich dem gelegentlichen Besucher dieser Gegenden vielleicht nur einmal im Leben bietet. Wer Keplers wundervolle Schilderung solch einer nächtlichen Wanderung in den mondbestrahlten und wolkenverschleierten Tempelruinen, aus denen in

phantastischem Zuge Menschen und Szenen aus längstverrauschten Jahrhunderten vor dem Auge des stillen, nachdenklichen Besuchers sich erheben, gelesen hat („Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient“), der kann mir nachempfinden, wie schwer und ungerne man auf solch köstliche Stunden Verzicht leistet.

Aber der Tag sollte jedenfalls nicht ungenutzt vergehen. . . .

Aus der Götterherrlichkeit der Akropolis fällt der Blick auf den benachbarten Areopag, einstmals die Stätte des ersten Gerichtshofes von Athen. Es lohnt sich kaum, den kahlen Felsen zu ersteigen, aber mächtig durchwogt unser Inneres der Gedanke an die bedeutungsvollste Rede, die hier einst gehalten wurde, da Paulus von dieser Stätte den „unbekannten Gott“ verkündigte.

Und noch an einen anderen Mann des Geistes müssen wir denken, wenn wir den Blick zu den finstern Kerkerhöhlen da drüben auf der andern Seite schweifen lassen, wo — die Philologen bezweifeln natürlich die Identität des Ortes, aber er ist wahrscheinlich doch hier zu suchen — Sokrates, den das Delphische Orakel als den weisesten der Menschen anerkannt, als Gottloser und Verführer der Jugend den Schierlingsbecher trinken mußte.

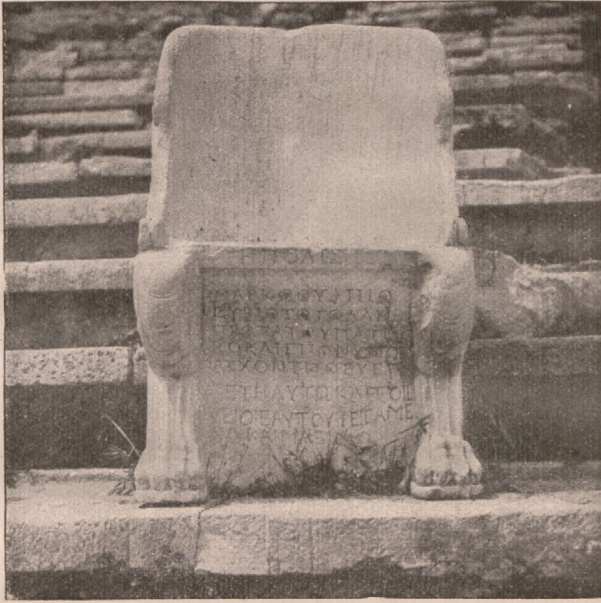
Aber heiter, mit einem Glanze und einer Pracht, die uns geradezu verjüngt, leuchtet über all den ernstern Stätten vom blauen Himmel die „Sonne



Unter den Trümmern hellenischer Kultur

Homers“, und in der Ferne leuchtet lockend und ladend das Meer, auf dem die Mannen des Themistokles hinter ihren „hölzernen Mauern“ den überstarken Nationalfeind kraftvoll und siegreich bekämpften. Dort am Gestade saß der stolze Perserkönig, um seinen Triumph wie ein Schauspiel zu genießen, und dort mußte er gedemütigt zusammenzucken unter dem Schicksalschlag von Salamis, der all seine selbstbewußten Träume in ein eitles Nichts zerstieben ließ.

Wir wandern weiter und wenden uns dem Reiche der Kunst zu. Vorüber am Odeion des



Sessel des Dionysospriesters

Herodes Atticus gelangen wir zum Theater des Dionysos, in dem vor langen Jahrhunderten dreißigtausend Menschen atemlos den großen Tragödien folgten, ein Publikum, das trotz all der vielgepriesenen Errungenschaften unserer modernen Bühnen, trotz aller Beleuchtungseffekte, aller Drehbühnenwunder und aller forcierten Geistreichigkeit wohl oft genug ein feineres Kunstempfinden mitbrachte und einen reineren Kunst-

genuß erlebte als so mancher Premierentiger aus Berlin W., der mit seinem Auto vor den Kammer-
spielen von Max Reinhardt vorfährt. Ich lasse mich
zu beschaulicher Rast im inschriftengeschmückten
Marmorseffel des Dionysospriesters nieder (vorn,
erste Reihe, „Orchesterfauteuil“ — man verzeihe
den modernen Mißklang unter dem Himmel von
Hellas); aber es ist gut, daß der Führer zum Auf-
bruch mahnt, sonst könnten einem gerade hier
allerlei satirische Einfälle kommen, „wie wir's
dann zuletzt so herrlich weit gebracht.“

Nachdem wir noch den Tempel des Zeus Olym-
pios angestaunt mit seinen wahrhaft riesigen
Säulen, die unsere Phantasie, so sehr auch die
Zeit hier gewütet haben mag, geradezu beflügeln,
vor den Augen unseres Geistes eine Rekonstruk-
tion in übermenschlichen Maßen auszuführen,
wenden wir uns dem neueren Athen zu, das im
Geiste des antiken, in seinen Formen und auf seinen
Resten weiterbaut, in einer Weise, der wir unsere
aufrichtige Achtung nicht versagen können.

Vor uns dehnt sich das Stadion, die Rennbahn
der panathenäischen Spiele, die in gewaltiger
Schlichtheit und vornehmster Einfachheit ihre un-
endlichen Steinreihen um- und übereinander-
türmt. Auerof hat den Bau in seiner kühlen Mar-
morschönheit neu erstehen lassen, mit unermesslichen
Kosten.

Immer und immer wieder tritt uns dieser opfer-

freudige Patriotismus des reichen Griechen von heute entgegen, der, obschon vielleicht im fernen Auslande lebend, unendliche Summen daransetzt, sein geliebtes Athen zu verschönern. Der Prachtbau des Polytechnikums, aus pentelischem Mar-



Griechische Frau

mor gefügt, er ist ein Geschenk vaterlandsfroher Griechen. Die Nationalbibliothek ist die Schöpfung des Ballianos. Die Akademie der Wissenschaften mit ihren Goldornamenten auf pentelischem Marmorgrund, mit ihren Prachtstatuen und Gemälden stände nicht, hätte nicht Baron Sina sehr tief in seine Reichtümer hineingegriffen. Dicht bei der Akademie wieder prangt die Universität mit ihrer feinen, geschmackvollen Säulenhalle. Ja, das moderne Athen hat keinen Grund, sich zu verbergen oder zu schämen. Auch das Bild der Straßen mit ihrer Sauberkeit und ihren freundlichen Läden



Antikes Grabdenkmal

machte auf mich einen unerwartet günstigen Eindruck, zumal einem immer wieder auch etwas historisch oder künstlerisch Bedeutsames — wie das ehrwürdig malerische byzantinische Miniaturkirchen Panagia mit der nur zwölf Meter hohen Kuppel, neben der freilich reich geschmückten und doch nüchtern wirkenden Großen Metropolis — auf diesen Fahrten durch die Stadt entgegentritt und selbst die Namen der Straßen oft eine Fülle begeisternder Erinnerungen wecken.

Die Menschen hatte ich mir wohl ein wenig anders vorgestellt. Frauen waren auf der Straße überhaupt kaum zu sehen, und die Männer waren jedenfalls nicht immer das, was die alten Bildner geträumt und gestaltet. Kein Wunder übrigens bei der Zusammensetzung des heutigen Volkes.

Dafür kann man aber ins Nationalmuseum gehen und die Werke anstaunen, in denen die über die Natur hinausstrebende, das Ideal ersahnende und erschauende Ekstase der Kunst ihren Abglanz gefunden. Zwar meldet auch hier vieles von Zerstörung und Untergang, und auch Schliemanns geniale Entdeckungen knüpfen sich bezeichnenderweise an Gräber der Vergangenheit, aber trotz allem nehmen wir von Athen einen Schimmer der Schönheit mit ins Leben, der uns lange noch leuchtet und eine edle Freude in die Prosa unseres Alltags sendet.

Nach den Gestaden Asiens

Eine ganze Serie von Bildern aus der griechischen Geschichte zieht an den Augen meines Geistes vorüber, während ich, behaglich in den bequemen Schiffsstuhl hingelagert, auf die wechselnden Szenarien von Meer und Küste hinausträume.

Hier zogen die Schiffe der Perser vorüber, als sie nach der Schlacht bei Marathon die Siegesfreude der Gegner glaubten dazu benutzen zu können, das ungedeckte Athen zu überrumpeln, wobei sie freilich die Rechnung ohne — Miltiades machten. Und hier flüchtete, in entgegengesetzter Richtung, Xerxes vor den Gespenstern seiner Schmach, als seine Schiffskolosse bei Salamis den schnellen Fahrzeugen und dem schnelleren Geist der Griechen erlegen waren. Und hier, beim Vorgebirge Sunion blickte der einsame Seefahrer oft mit stillem Entzücken nach der in der Sonne blitzenden Lanzenspitze der Athene Promachos, die ihm die Nähe Athens und der stolzen Akropolis kündete.

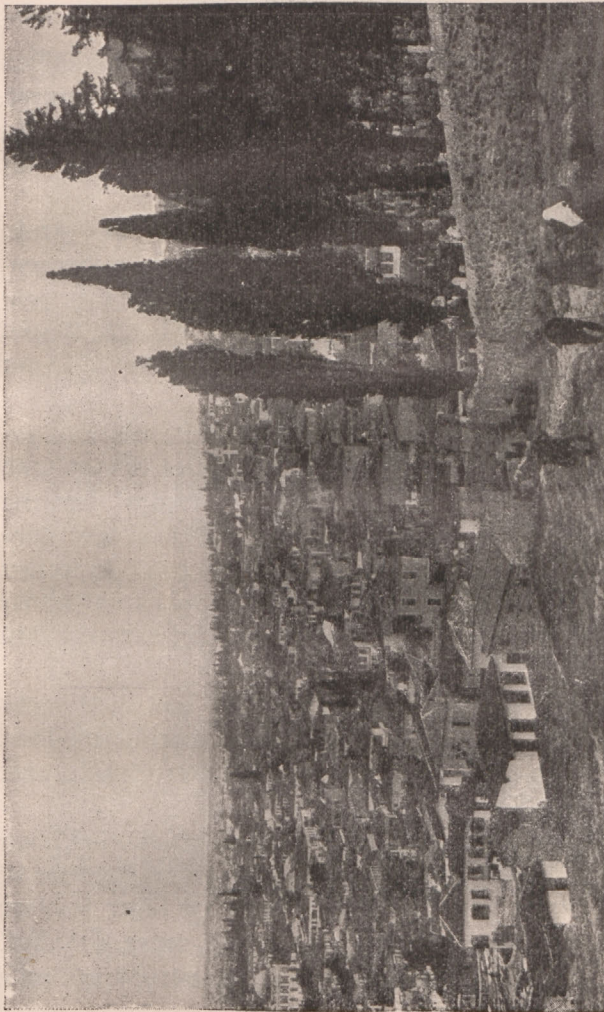
Als die Nacht hereingebrochen, machte ich noch einen Spaziergang auf Deck, der ganz zaubervolle Meeresstimmungen vermittelte. Wunderbar war die Mondbeleuchtung, so klar, so festlich und er-

haben, doppelt wirksam in der tiefen, unergründlichen Ruhe, die über das schweigende, spiegelglatte Meer ausgegossen lag, auf welches das Licht vom Firmamente her sein schimmerndes Silberband zeichnete. Wie so ganz anders als die Nachtbeleuchtung der Großstadt, wo die „Sonnen Voltas“ und zahllose Gasflammen den Tag zurückzubannen streben und mit ihm des Tages Lärm und Unrast und Not. Hier herrscht tiefer Friede, wohlige Erquickung für Leib und Seele, und das flüsternde Geplauder einzelner Gruppen von Passagieren, die langsam unter dem Eindruck der weihervollen Naturstimmung dahinwandeln, stört die majestätische Ruhe nicht.

Wie schön und friedlich ist das Meer, wie so ganz ohne Launen und Tücken! Und doch — noch vor ein paar Tagen habe ich es in schwerem psychischen und physischen Mißvergnügen als das leicht reizbare und dann auch über die Maßen ungemütliche kennengelernt. Ich grolle ihm nicht, ein Besuch der Akropolis ist alle Seekrankheiten der Welt wert. Und jetzt, wo es so unschuldig daliegt wie ein hold schlummerndes Kind, wer könnte ihm da zürnen!

Morgen sollen wir zum ersten Male die Gestade Asiens schauen. Smyrna wollen wir durchwandern. Wie freue ich mich auf die Karawanenbrücke und auf all die Kamele!

Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben oder hier, genauer gesagt, nicht vor dem



Smyrna

Morgen. Angstlich raunt man es sich am nächsten Tage zu: Es heißt — man sagt — es wird vermutet, daß wir vielleicht gar nicht an Land kommen. In Smyrna ist die Cholera. Es sollen vier oder fünf Fälle vorgekommen sein.

Wir fahren in den herrlichen Golf, den großartigsten des Ägäischen Meeres, mit seinen Bergen, dem Siphos, dem Ionischen Olymp und dem Mimasgebirge, in dem die interessanten Gipfel der beiden „Brüder“ (Dyoadelphia) dicht am Wasser emporsteigen.

Auf die einsamere Berglandschaft, die uns zunächst begleitet, folgen lebensvolles Grün und freundliche Dörfer. Und schließlich kommt Smyrna selbst im Kranze seiner Berge, am blauen Golf hingelagert auf seinen Höhen, mit den Zypressen seiner Friedhöfe, mit seinen Kuppeln und Minaretts, mit seinen niedrigen, ziemlich flach gedeckten Häusern.

Aber die eine bange Frage, die uns nicht mehr verlassen will trotz all der schönen Landschaftsbilder, sie drängt sich uns jetzt mit erneuter Stärke auf: Kommen wir an Land?

Eine Schar von Booten mit allerhand türkischen Gestalten drängt sich heran. Aber das Resultat ist ein sehr negatives. Der Schiffsarzt fährt hinüber zur Gesundheitsstation und regelt unser Schicksal. An der Hafeneinfahrt weht die verhängnisvolle rote Fahne.

Niemand darf das Schiff verlassen. Das heißt:
er darf es, aber dann kommt er nicht mehr zurück.



Kamelkarawane in Smyrna

Wir beißen in den sauren Apfel. Lieber hierbleiben
und in vergeblichem, unbefriedigtem Verlangen
nach dem verschlossenen Paradiese schauen, als

sich und andere gefährden und statt nach Konstantinopel in die Quarantäne wandern!

Den ganzen Tag liegen wir vor Smyrna und prägen uns unauslöschlich das Panorama ein, indes eine Schar besonderer Angestellter die hierher bestimmten Riesenvorräte von Schwefel und Drangen ausladet, die wir von Sizilien mitgebracht.

Endlich nach einem langen Purgatorium des Sehnsens und Wartens bricht der Abend herein. Drüben in Smyrna glänzen lange Lichterzüge an den Bergen, die Straßenbeleuchtung. Aber die Häuser bleiben — abgesehen von der Gegend am Strande — durchweg dunkel. Der Türke ist kein Nachtschwärmer, er geht zu Bett, wenn es so weit ist.

An der Reling steht der Kapitän und vertreibt uns die Zeit mit schaurigen Geschichten. Z. B. von einer Stadt drüben in Persien, wo sie ihre Toten fein säuberlich begruben, dann zur gegebenen Zeit wieder hübsch exhumierten und fromm nach Mekka brachten, jedes Kamel mit zwei Särgen, rechts einen und links einen. Und wie sie dann ökonomisch bei der Heimkehr ins liebe Vaterland die Säрге voll Datteln packten und wie die Kamele ihre angenehme, süße Last trugen, rechts einen Sarg mit Datteln und links einen.

Über dem ehrlichen, breiten Gesicht unseres guten Kapitäns leuchtete ein gutmütiges Lächeln, den

anwesenden Damen sträubte sich das zarte Gelock ihres schönen Hauptes, ich aber entschloß mich in meinem Innern, wie ein Einsiedler der Wüste zu leben und nie mehr eine Dattel anzurühren. Beruhigend belehrte der Kapitän, daß nicht alle Datteln aus Persien oder gar von dieser vortrefflichen Stadt kommen. Ich sagte nichts, aber mein Vorsatz ist unerschütterlich.

Endlich in später Stunde ist die Arbeit getan. Der letzte große Frachtkahn verläßt uns, überreich beladen mit den Schätzen Catanias. Und auch unser Dampfer erwacht zu neuem Leben. Es arbeiten die Maschinen, und zurück geht es, aus dem Golf hinaus: Hinter uns versinkt Smyrna mit seinen dunklen Höhen und seinen Lichterketten.

Ah, und ich hatte mich so gefreut auf die Karamanenbrücke und auf die vielen Kamele!

Im Banne der Aja Sophia

Stadt am Goldenen Horn und am lieblichen Bosphorus, Konstantinopel, Märchentraum, in dem sich die wundersamsten Zauberfäden aus Orient und Okzident durcheinanderschlingen, Wunderstadt mit der Prachtsilhouette deiner Kuppeln und der schlanken Minarets, Stadt der leuchtenden Sonne, der Formen und Farben und zugleich der Finsternis, die nur mühselig von ein paar traurigen Lampen erhellt wird, Stadt der phantastischen Herrlichkeit, die sich aus morgenländischer Sinnenfreudigkeit emporgeranft, und zugleich der blutigen Greuel, die deine Geschichte in düstere Farben tauchen, Stadt der Ruhe und Sammlung, so still wie keine von Europas Hauptstädten, und dann wieder angefüllt mit brausendem Völkergemisch, dessen Sprachenbabel kein Ohr und kein Geist zu scheiden vermag, Stadt der träumerischen Poesie, der weichen Teppiche und der duftenden Essenzen und dann wieder der holprig verzweiflungsvollen Straßen, der staubverhüllten, erstickendrohenden Wagenfahrten, des Schmutzes und des Gestanks! Wer wird dich schildern, wer dich begreifen, schönes, rätselvolles, schreckliches Konstantinopel!

In scharfen, farbenreichen Bildern ziehen die Tage im fernen Osten kaleidoskopartig an meiner Seele vorüber. Mit stiller Freude denke ich noch zurück an die Einfahrt unseres Lloyd dampfers, wo am frühen Morgen das ganze glänzende Panorama, Stambuls Moscheen und die Spitze des



Die *Hija Sophia*

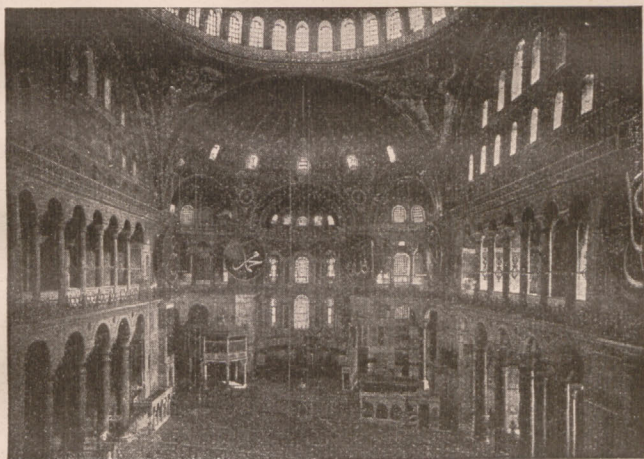
Serails, das schiffbelebte Goldene Horn und die Prachtpaläste der Herrscher, vor allem die leuchtende langgedehnte Flucht der eleganten Bauten von Dolma Bagtsche und Türme und Villen und Hütten und grüne Hügel an dem entzückten Blick vorüberglitten, indes auch von Asiens nahem

Ufer uralte Menschenheimstätten und stattliche Prachtbauten modernen Geistes herübergrißten.

Um nun mit großen, unvergänglichen Eindrücken zu beginnen: Aja Sophia, Wunder der Schönheit und Harmonie, nach dessen Anblick ich mich Jahre hindurch gesehnt! Zwar hat die Harmonie gelitten, seit der Türke den hehren Bau in Besitz nahm und den Halbmond auf die stolze Kuppel setzte. Wüste Sünden sind verübt an der einstigen Erhabenheit und Herrlichkeit dieses Tempels. Der Altar ist verschwunden, und die Gebetsnische, die ihn ersetzen soll, steht schief, nach rechts gerückt in der Apsis, um die Richtung nach Mekka zu wahren. Schrecklich! Durch den ganzen Bau laufen dann die Teppiche ebenso schief, ohne die geringste Rücksicht auf die Stellung der Säulen und die Anlage des ganzen Bauwerks zu nehmen. Die großen Flächen unter der Kuppel, die früher mit den herrlichen Cherubingestalten geschmückt waren, sind jetzt derartig vertüncht, daß die Engel sich in ganz ungeheuerlich wirkende, groteske Figuren ohne jeden Sinn und jede Bedeutung verwandelt haben.

Und dennoch: Wie überwältigend ist nicht der erste Blick in das Innere dieser Kirche! Gewiß, ich schwärme für St. Peter in Rom, und ich fühlte mich immer und immer wieder über alles Irdische hinausgehoben, wenn ich durch diese imposanten Hallen schreiten und im Aufblick zu der titanenhaft getürmten Kuppel gewissermaßen die Unendlich-

keit erfassen konnte. Aber man muß doch einen förmlichen Spaziergang machen, um überhaupt in das Gebiet, das die Kuppel tatsächlich beherrscht, hineinzugelangen. Hier dagegen ein einziger Blick durch das mächtige Bronzeportal: Ah, welch ein Wunder! In einem Blick erschließt sich der



Inneres der Aja Sophia

ganze Bau oder doch alles Wesentliche, diese unvergleichliche Kombination von Säulen, Arkaden, Apsiden, Halbkuppeln, und über allem dominiert im vollsten Sinne des Wortes die unvergleichliche große Kuppel in ruhiger, selbstverständlicher Majestät. Keine überflüssige, massige Materie, alles

geadelt durch die Form, alles sich zusammenschließend zur erhabensten Einheit.

Der Eindruck, den man an dieser Stätte empfängt, ist ein durchaus gemischter. Einerseits die höchste ästhetische Befriedigung. Ich habe früher immer ein wenig Unmut verspürt über Justinians Cäsaren-Selbstgefühl, da er am Tage der Einweihung durch den Prachtbau eilte und die stolzen Worte rief: „Salomo, ich habe dich übertroffen!“ Jetzt aber habe ich den Kaiser verstanden, da wahre Schauer über mich hinrieselten im Anblick dieses unvergleichlichen Werkes. Und anderseits bemächtigt sich der Seele auch Trauer über all das, was mit den eindringenden Türken hier seinen Einzug gehalten. Mit Schmerz sieht man die Zeichen, die an das furchtbare Blutbad durch die Eroberer erinnern, die da über wahre Berge von Leichen ihren Weg nahmen. Und mit Wehmut blickt man auf zu dem großen goldenen Mosaikbilde Christi in der Halbkuppel der Apsis, das trotz aller Bemalung siegreich durch die Lünche leuchtet, als wolle der von den wilden Scharen Mohammeds Verbannte sein Eigentum zurückfordern.

Bei den heulenden Derwischen

Ein unmöglicher Weg. Ein Weg, der überhaupt kein Weg ist. Wenigstens nach unseren verwöhnten zentraleuropäischen Begriffen.

Jeden Augenblick meint man, jetzt rechts, jetzt links aus dem Wagen zu fliegen. Aber es geht jedesmal gut. Merkwürdig!

Ringsum schweigende Zypressenwälder. Ruhende Friedhöfe und Friedhofsruhe. Und zwischen all dem Grün und all den grauen Steintafeln leuchtender Sonnenschein und heller Staub, Staub ohne Ende.

Endlich ist das Ziel erreicht, das uns ans asiatische Ufer, nach Skutari hinübergelodt: das Kloster der heulenden Derwische. Eine furchtbare östliche Romantik spinnt sich um den Bau. Heulende Derwische? Ob es wirklich so schlimm ist?

Wir treten ein. Ein länglicher, viereckiger Saal nimmt uns auf, auf drei Seiten umgeben von einem besonderen Raum für die Zuschauer. Auch ein Stück Galerie etwas weiter oben. Schon sind nahezu alle Bänke besetzt. Ich stelle mich an ein freigebliebenes Plätzchen, das noch eine gute Aussicht verspricht, wenngleich es nur ein Stehplatz und einem anstoßenden, etwa quadratischen Raum benachbart ist, der unangenehmerweise verschiedene grüne Särge beherbergt, von denen lange Gebets-

schnüre herabhängen. Und die Sonne scheint heiß herein auf Menschengewimmel und Särge. Ich tröste mich in dem Gedanken, daß die Toten hoffentlich ein wenig tiefer, u n t e r den Särgen ruhen, wie es mir beim Besuch der prunkvollen Sultansgräber erklärt wurde.

Jetzt richten sich aller Blicke auf die Gebetsnische an der einzigen nicht von Zuschauerplätzen umrahmten Schmalseite. Eine Nische, die seltsamerweise mit Waffen geschmückt ist, nach unserem Empfinden ein ungewöhnlicher Zierat für eine Stätte des Gebetes. Aber das Bild ist malerisch, das sich dort zeigt. Der Scheich der Derwische, ein Mann von ernstern Zügen, mit einem langen tiefschwarzen Bart und langem schwarzen Talar, hat sich dort niedergelassen, in der Umrahmung des Mihrab ein Objekt für ein stimmungsvolles Genrebild.

Ein Greis mit schneeweißem Bart steht in seiner Nähe, angetan mit einem Talar in Rosa, ihnen gegenüber an der etwa zehn Meter entfernten Schranke in ihrer gewöhnlichen Kleidung die einfachen Derwische, denen sich noch ein paar Privatpersonen, u. a. ein Offizier, beigefellen.

Der erste Teil der Übung ist ein Wechselgebet mit ständigen gewaltigen Verneigungen des ganzen Oberkörpers. Aus dem eintönigen Text klingen uns nur einzelne verständliche Worte entgegen, die häufig wiederkehren: Allah, Mohammed, Hussan, Hussein usw. Das Ganze macht noch einen

sehr friedlichen Eindruck und erinnert — mutatis mutandis — an ein klösterliches Chorgebet, wie man es in unseren westlicheren Landen vernehmen kann. Vorläufig kein Anlaß zu dem bösen Namen: Heulende Derwische.

Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, und die Derwische von Skutari auch nicht. Nach einiger Zeit nahmen zwei der Derwische vor den übrigen auf besonderen Schafs- und Ziegenfellen Platz und stimmten hier einen Kantus an, der allerdings merkwürdige Gefühle in einem auslösen konnte.

Ein paar Damen unmittelbar vor mir sicherten stillvergnügt in sich hinein, während die Begeisterung und Erregung der Derwische immer unheimlichere Formen annahm. Es wurde mir ordentlich etwas ängstlich zumute. Wie, wenn sie, von diesen lachenden „Ungläubigen“ gereizt, einmal gegen uns Front machen würden? Die jetzt so amüsierten Damen würden wohl zuerst entsetzt und freischend nach dem Ausgang drängen.

Aber es geschah nichts. Die Derwische schienen allmählich nichts mehr von der Außenwelt zu sehen. Sie wankten und schwankten wie Betrunkene. Sie bildeten auch keine Worte mehr, sondern stießen nur noch unfaßbare, dumpfe Laute aus, für die es in der Sprache kein geeignetes Verbum gibt. Und diese Laute im Verein mit den Bewegungen und Verrenkungen des Körpers und

der aus all den Anstrengungen resultierenden Erhitzung mit ihren unangenehmen Erscheinungen waren nachgerade doch recht unästhetisch und unheimlich.

Gegen Ende der ganzen Übung kam noch eine besonders unerquickliche Programmnummer. Man brachte ein paar Kinder, ein ganz kleines und eines, das etwa vier Jahre zählen mochte, und legte sie auf den Boden, und der Scheich trat auf dieselben hin, daß man hätte meinen sollen, es erginge den Kleinen mehr als übel dabei. Eine besonders wirksame Stütze, durch die er den Druck des Körpers anderweitig ablenken konnte, schien er nicht zu gebrauchen, wenn er auch einmal die Finger auf ein paar benachbarten Männern ruhen ließ. Sodann schritt er über die Körper einiger Erwachsener dahin, die sich vor ihm auf die Erde gelegt. Nach all diesen aufregenden Momenten versammelte sich wieder alles beim Mihrab, und wir Zuschauer verließen aufatmend die Halle, in der wir eine volle Stunde all diesen Dingen beigewohnt, die gewiß noch manchen von uns bis in seine Träume verfolgt haben.

Am nächsten Tag fuhren wir zum Tekke (Kloster) der tanzenden Derwische zu Pera, aber dort wurde uns im Hofe die Nachricht, daß der Scheich erkrankt sei und deshalb die Übung ausfalle. Es war eine Enttäuschung, ein kulturhistorisches Moment ging uns verloren. Ob aber auch ein ästhetisches? Nach dem bereits Erlebten zu urteilen schwerlich.

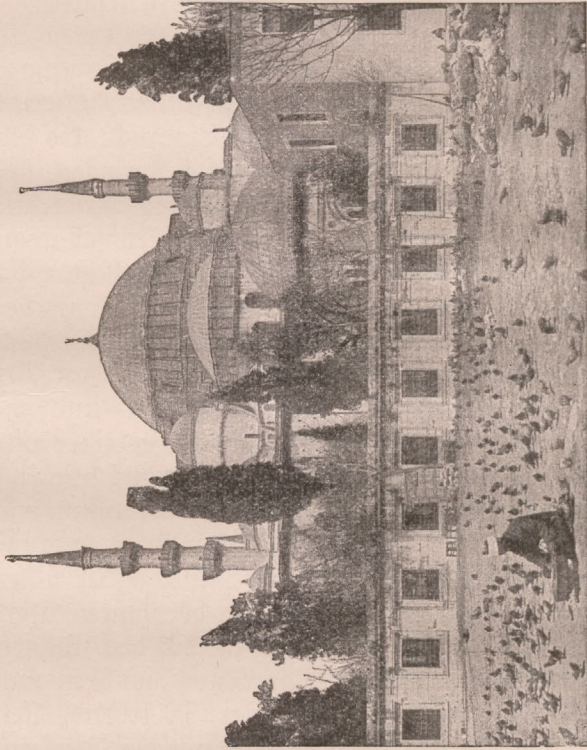
Kreuz und quer durch Stambul

So fremd, ja unheimlich verschiedenes sein mag, was uns in Konstantinopel entgegentritt, so wundervoll sind auch wieder so viele Eindrücke, die sich uns mühelos bald hier, bald dort aufdrängen, besonders wenn alles so tadellos und bequem arrangiert wird, wie es beim Berliner Weltreisebureau „Union“ bzw. Thos. Cook & Son der Fall ist.

Man schwelgt in Natur und Kunst, man bezieht auf außer der berückenden Aja Sophia noch weitere herrliche Moscheen, die alle in ihrer Art dem unerreichten Vorbilde nachstreben und zugleich auch ihre besondere Eigenart in einer oftmals recht fesselnden Weise zum Ausdruck bringen.

Man bewundert die Schätze des Altertums, wie sie z. B. in dem Antiken-Museum in so erstaunlichem Reichtum untergebracht sind. Mit stiller Ehrfurcht verweilt man an dem berühmten Alexander-Sarkophag. Wir sehen da den kühnen Eroberer, dem nicht nur Mazedonien, sondern auch beinahe die Welt zu klein war, in lebensvollen Darstellungen in seinem Ringen mit den Persern, wir sehen ihn in den Freuden und Abenteuern der Jagd. Und wir betrachten in einem benachbarten Glasschrank den Schädel des gewaltigen Königs

und Feldherrn. Ist es sein Sarkophag? Ist es sein Schädel? Es gibt Gründe, daran zu zweifeln, wir wissen es nicht. Und doch stehen wir unter dem



Die Palast- oder Taubenmoschee

Eindruck, den der Name des großen Mannes auch heute noch auf uns, die späten Menschen des 20. Jahrhunderts, macht, und unter dem Eindruck

eines gewaltigen „Vanitas vanitatum“. Und unwillkürlich gedenken wir jener Szene im Hamlet, wo es heißt: „Zu was für schnöden Bestimmungen wir umkehren mögen, Horatio! Warum sollte die Einbildungskraft nicht den edlen Staub Alexanders verfolgen können, bis sie ihn findet, wo er ein Spundloch verstopft?“ Oder noch mehr als das, an das großartig schauerliche Wort der Bibel: „Und er drang vor bis zu den Enden der Erde, gewann Beute von zahlreichen Völkern; und die Erde war ihm unterworfen. . . . Auch brachte er Länder, Völker und Könige in seine Gewalt, und sie wurden ihm zinsbar. Darnach aber sank er auf das Krankenlager und fühlte, daß er sterben werde.“

Eitelkeit der Eitelkeiten!

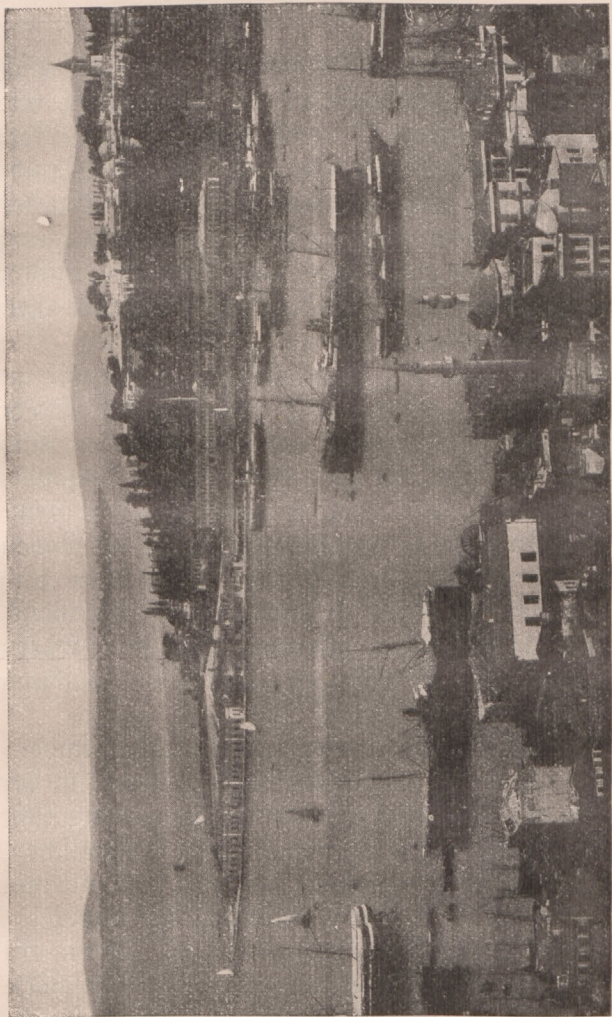
Noch an einem anderen Sarkophage stehen wir, dem Basaltsarg des ägyptischen Königs Täbnit. Bei seinem Fluche, so verkündet die Inschrift, verbietet der Herrscher, seine Ruhestatt zu öffnen. Aber wie wir aus einer weiteren Inschrift ersehen, hat ein begüterter Phönizier den Wunsch und die Drohung des mächtigen Königs kaltblütig verachtet und selber den Sarg in Besitz genommen. Eroberung und gegenseitige Beraubung bis über das Grab hinaus. Als ob nicht schon das Leben zu viel des Kampfes hätte! Und solche Geltung hat selbst Königswort im Laufe der Zeiten! Wo sich der Starke im Gefühl seiner Unnahbarkeit durch ein steingemeißeltes Wort für alle Zukunft glaubte



Konstantinopel mit dem Galata-Turm

schützen zu können. „Wie sich nur atmender Staub ewiger Zeiten vermischt!“ sagt Friedrich Wilhelm Weber im „Obeliskten“ . . .

Wie friedlich und idyllisch nimmt sich nach solchen Erwägungen etwa ein Besuch der Moschee des Sultans Bajasid oder genauer ihres Vorhofs aus, in dem zahllose Tauben umherschwirren, die mit der stimmungsvollen Umrahmung der weiten Hallen, in denen Schreiber zu Nutz und Frommen schreibunkundiger Mitbürger ihres Amtes walten und mit dem poetischen Brunnen in der Mitte des Platzes ein Idyll von entzückender Feinheit hervorzaubern, ein eigenartiges östliches Gegenstück zu dem berühmten Markusplatz von Venedig.



Konstantinopel: Ausblitz auf den Serai, die ehemalige Residenz der Sultane

Oder man stürzt sich wieder in das volle, rasch und heiß pulsierende Leben der Gegenwart, wie es rastlos, ruhelos in ununterbrochenem Völkerstrom, in einem Gewoge aller Volkstypen, Trachten, Nationen und Sprachen über die Brücken des Goldenen Horns flutet. Leben und Bewegung ohne Ende. Immer neue Erscheinungen, immer neue sinnverwirrende Eindrücke, die uns von allen Seiten bestürmen und beinahe bedrängen.

Hochinteressant ist natürlich auch der Betrieb im Großen Bazar. Es ist das eine förmliche Stadt für sich, ein Labyrinth endloser Straßen und Gassen und zugleich im Grunde ein Gebäude, denn diese Verkehrswege, in denen sich mit peinlichster Ausnutzung des Raumes Laden an Laden reiht, sind alle überdacht von Gewölben und Mauerwerk. Es ist ein einziges großes Warenhaus, wesentlich verschieden allerdings von der modern komfortablen, elektrisch beleuchteten Aufmachung à la Litz und Wertheim.

Aber man kann stundenlang darin herumwandern, und wenn man das nötige Kleingeld in der Tasche hat, wird man so leicht der Versuchung nicht widerstehen können, sich mancherlei des Exotischen, allerlei Märchenfragmente aus Tausendundeiner Nacht mit in die westliche Heimat zu nehmen.

In der Nähe des Großen Bazars kehrten wir auch in einem der bedeutenderen Teppichgeschäfte ein, wo sich Gelegenheit bietet, eine Anzahl junger

Mädchen bei der mühevollen Arbeit zu betrachten, aus der die bunten, reichen Zierstücke unserer Salons hervorgehen. Mit Vergnügen zeigte uns der Besitzer auch die aufgehäuften Schätze seines Lagers, indes ein dienender Geist lautlos hereinschwebte und allen Anwesenden jenen köstlichen Kaffee à la turca kredenzte, den man am ersten Tage des Aufenthalts noch mit stillem Verdachte prüft, zumal wenn unter der kräftig braunen Flut der noch kräftigere Bodensatz in die Erscheinung tritt, und den man doch am dritten Tage bereits nebst den ebenso köstlichen Zigaretten gar nicht mehr entbehren mag.

Selamlit

Am Freitag gegen Mittag gedenkt der Sultan seiner Würde als Kalif und fährt zum Gebete in die Moschee. Zur Zeit Abdul Hamids war die Szenerie dieses feierlichen Schauspiels eine sehr beengte. Der Herrscher verfügte sich die überaus kurze Strecke vom Zildis-Kiosk nach der benachbarten Hamidieh-Moschee. Übermäßig viel zu sehen bekam man nicht. Die Herrlichkeit des Sternenkioskes und seiner reichen Parkanlagen konnte man selbstredend nicht betreten. Das umgebende Mauerwerk raubt einem den Blick selbst auf die äußere Architektur des üppig ausgestatteten Palastes. Von einem Betreten des Hofes zur Rechten, der zu dem ehemaligen Harem führt, kann auch jetzt nicht die Rede sein; ein paar militärische Wachen weisen den vorwitzigen Fremdling alsbald zurück.

Man konnte sich zu den Zeiten dieses Beherrschers des Osmanenreiches schon glücklich schätzen, wenn man an der Umfassungsmauer, am Wege, der zu der Moschee hinabführt, hinter dem eisernen Gitter eingesperrt wurde, um die Zeremonie zu betrachten. So ein abgeschlossenes Eisengitter hat seinen besonderen Wert attentatslustigen Anar-

chisten gegenüber. Abdul Hamid wußte, was ihm sein Leben wert war.

Da fuhr er denn in Eile den kurzen Weg zur Moschee, und seine Würdenträger keuchten hinterdrein, und schwarze Leibgarden, Albanesen und sonstiges Militär verbreiteten Glanz und Ehrfurcht.

Jetzt kann man es bequemer haben. Der Sultan fährt vom Palaste von Dolmabagtsche zu einer Moschee, die schon ein wenig weiter entfernt ist, und man nimmt am besten im Wagen an der breiten, mit schattigen Bäumen bestandenen Verbindungsstraße Platz, die bequem Raum bietet für alle Besucher.

In lebhaftem Geplauder vertreiben wir uns die Zeit. Wer einen photographischen Apparat hat, trifft mit zärtlicher Sorgfalt seine Vorbereitungen, um den Sultan auf die Platte zu bringen. Schmutzige, malerisch gekleidete Kinder betteln schelmisch flehentlich, um ein paar Para zu erbeuten. Ein paar jugendliche Nichtstuer, die sich Tag für Tag an die Schritte der Fremden heften, benutzen die Zeit, um aus ihren schier unergründlichen Taschen noch einmal all die Herrlichkeiten hervorzuholen, die sie einem schon so oft angepriesen und oft genug mit Erfolg verkauft haben, angefangen von den eleganten, geschmeidigen, aus zahllosen bunten Perlehen gearbeiteten Schlangen und den bald feiner, bald gröber und massiger ausgeführten

Gebetsketten bis zu den originellen zylinderförmigen Kaffeemühlen, die doch schon einen erheblichen Raum einnehmen. Aber diese fliegenden Händler müssen eben ganz besondere Schneider haben.



Der Kaiserbrunnen in Konstantinopel

Allmählich aber fesselt unsern Blick und unsere Gedanken das bunte Leben, das sich nun auf der Fahrstraße abzuspielen beginnt. Militär rückt auf und zieht in kleinen Trupps vorüber. Es kommt die Feuerwehr — das klingt für einen Westeuropäer ein wenig komisch, sieht aber sehr gut und festlich aus. Neues Militär. Ein paar Wagen mit

weißverschleierten Haremsdamen. Weißverschleiert. Die gewöhnlichen Türkinnen tragen schwarze Schleier, die ihnen das ganze Gesicht von der Stirn herab bedecken. Kurze, schwarze Schleier, einerlei, wie die Farbe des Kleides sein mag. Aber den Sultansdamen geziemt der weiße Schleier.

Und wieder eine längere Pause. Und wieder Militär — zu beiden Seiten des Weges nehmen schmutze Lanzenreiter Aufstellung — und wieder ein paar Wagen mit je vier Haremsdamen, und nochmals ein paar Wagen, und wieder Pause.

Auf der anderen Seite des Weges hat sich auch Publikum eingefunden. Gerade uns gegenüber sogar ein sehr merkwürdiges. Es sind Kurden in der Tracht ihrer Heimat, kraftvolle, ein bißchen unheimlich aussehende Leute. Die wollen also auch den Sultan sehen.

Und unser Wunsch wird erfüllt. In einer stärkeren Abteilung Militär erscheint der Wagen des Herrschers. Mohammed V. in ruhig würdiger Haltung, ein wenig behäbig, mit starkem weißen Bart, ein frei und offen sich darbietendes Objekt für die Augen neugieriger Fremden und die Kamera der Amateurphotographen.

Da — was ist das?

Ein plötzlicher, sinnverwirrender Tumult. „Ein Attentat!“ raunt man sich schreckerfüllt zu. Die Kurden sind in geschlossener Schar auf den offenen Wagen des Sultans losgerückt. Ein Rufen schallt

durch die Luft, ein kurdisches Hoch auf den Herrscher — ist es ein echtes, ein von Herzen kommendes oder ein Signal zu grauser Mordtat?

Man wußte es nicht. Keiner war imstande, das furchtbare Durcheinander, das sich in wenigen Augenblicken vor unseren Augen abspielte, nachher



Straßenszene aus Konstantinopel: Der Erfrischungshändler

zu analysieren und zu deuten. Man sah nur, wie der Sultan mit der Hand nach seinem Kopfe fuhr, wie sich das ganze Militär ringsum auf die Kurden warf, wie ein Offizier von seinem Roß herabstürzte, und wie, nachdem sich der ganze Anäuel ein wenig gelichtet, die Kurden verhaftet davongeführt wurden, indes der Zug sich weiterbewegte zur Moschee.

„Ein Attentat. Der Stein galt dem Sultan!“

„Ganz und gar nicht. Der Offizier ist überhaupt nicht von einem Stein getroffen, sondern über einen Steinkloß da drüben am Wege mit dem Pferd gestolpert.“

„Ich sah ganz deutlich, wie sie dem Sultan etwas wie eine Bittschrift in den Wagen warfen.“

So stritt man hin und her. Erst im Laufe des Nachmittags erhielten wir Aufschluß. Es handelte sich tatsächlich um eine Bittschrift, eine Beschwerde gegen Hussein Pascha, die die Leute als Abgesandte der Ihrigen mit Umgehung der Instanzen auf diesem etwas ungewöhnlichen Wege anbrachten. Sie wurden denn auch als unschuldig aus der Haft entlassen mit der Belehrung, daß sie den Instanzenweg einzuhalten hätten. Worauf sie treuherzig erwiderten, sie hätten das nicht besser gewußt.

Ob diese Naivität nun echt oder bloß gut gespielt, einerlei, sie hatten ihre Absicht erreicht und waren sicher, daß die höchste und letzte der Instanzen von ihrem Leid und ihren Wünschen Kenntnis erhalten, was sonst wohl nicht so leicht der Fall gewesen wäre.

Einer meiner Mitreisenden aber, der den Sultan gerade in dem Augenblick, da er an uns vorüberfuhr, photographiert hatte, seufzte resigniert: „Wenn ich die Aufnahme doch bloß e i n e Sekunde später gemacht hätte!“

Ejub und die Süßen Wasser

Entzückende Landschaftsbilder zeichnen auch die weitere Umgebung von Konstantinopel aus, so daß der Reisende, auch wenn er die Pracht der Moscheen, die wundervollen Panoramen vom Galata- und vom Seraskierturm, die Herrlichkeiten der Bazare, die prunkvollen Brunnen und die dürftigen holzvergitterten Wohnhäuser geschaut, noch sehr wohl Lage damit ausfüllen kann, die reizvollsten Naturbilder der Umgegend in sich aufzunehmen, die schönsten Spaziergänge und Ausflüge zu machen.

Niemand wird z. B. den Besuch von Ejub unterlassen, mit seinem hochberühmten Friedhof. Die Moschee des Fahnenträgers des Propheten braucht man freilich nicht zu besuchen, wenn dies auch weniger gefährlich ist als zur Zeit des alten Regimes, da den „Ungläubigen“ das Betreten derselben streng verboten war und noch vor einigen Jahren ein Offizier seine Neugierde mit dem Tode büßte. Aber lohnend ist die Wanderung in der Straße der Mausoleen und dann hinauf durch die Zypressen und die Grabsteine, zwischen denen sich der so oft dargestellte Blick auf das Goldene Horn und die wunderbare Stadt an seinen Ufern in leuchtender Schönheit erschließt.

Solch ein türkischer Friedhof hat im übrigen freilich auch sein Ungemütliches und Abstoßendes. Die Grabsteine mit ihrer Einförmigkeit, mit der ständigen Wiederholung des sie vielfach bekrönenden Turbans oder Fes, von denen der letztere lebhaft an einen umgestülpten roten Blumentopf erinnert, können keinen tiefen Eindruck machen. Ein Begräbnis, das gerade mit eiligen Schritten den Berg heraufkommt und in einer der seitlichen Gräberstraßen verschwindet, hat in seiner ärmlichen Aufmachung, wobei sogar die Hauptrequisiten noch zur Moschee zurückkehren, beinahe etwas Schreckhaftes an sich. Interessant ist es immerhin, daß dieses uralte mohammedanische Leichenfeld schon im Gebrauch war, bevor noch der letzte der Paläologen den Heldentod gestorben und das Kreuz der Aja Sophia dem Halbmond gewichen. Einzelne Gräber tragen noch den Stempel dieser längstvergangenen Zeiten.

In die Gegenwart kehren unsere Gedanken erst wieder zurück, wenn wir, auf der Höhe angelangt, bei dem kleinen Gasthaus daselbst uns niederlassen und eine Tasse dunkelbraunen, köstlichen Kaffee schlürfen, zu der uns ein fliegender Händler süßen, magenartigen Kuchen verkauft.

Wohl das Eigenartigste, was man von diesem Platze aus betrachten kann, ist der gewaltige Judenfriedhof, der sich drüben jenseits des Wassers über Höhen und Täler zieht. Es sieht aus, als wäre die



An den Süßen Wassern

ganze Gegend mit Papierstücken bestreut. Aber diese plan- und ziellos umhergeworfenen Papierschnitzel sind in Wirklichkeit Steinplatten, die regellos bald so, bald so das Terrain bedecken. Noch viel melancholischer und trostloser ist der Anblick, wenn man bei einem anderen Ausflug da drüben an den Gräbern selbst vorüberkommt. Ein besonders geschütztes Grab in einer Art von Eisenkäfig ist, wenn auch mit etwas mehr Sorgfalt bedacht, womöglich noch schreckhafter anzuschauen.

Das ist die Totenstadt hüben und drüben, aber dazwischen liegt das freundliche Tal, wo es nach Kiathane geht, zu den Süßen Wassern von Europa.

Zu, diese Süßen Wasser von Europa! Man muß sie am Freitag nachmittag besuchen, wenn sich hier das ganze Leben und Treiben des Volkes abspielt. Die Wiesen und Bäume und Anlagen geben dann die rechte Umrahmung für eine große Menschenmenge, die in den schönen Frühlingsmonaten mit Kind und Regel hinauszieht, um sich in der freien Natur des Lebens zu freuen. Da lagert sich da alles und spielt und schmaußt und läßt sich's gut sein. Denn der Freitag ist bekanntlich der Ruhetag der Mohammedaner. Die Hauptsache, der Mittelpunkt des Ganzen sind natürlich die Süßen Wasser selber, der Fluß, der ruhig zwischen den ihn umsäumenden hohen Bäumen dahinfließt und so viele Fahrzeuge mit vergnügten Menschen auf seinem Rücken trägt.

Die Hauptsache, für die der Fremde sich noch ganz besonders interessiert, wenn er sich am Ufer in einem kleinen, offenen Restaurant niedergelassen und sich nach der staubigen Fahrt über lange, schattenlose Wege hier bei den Süßen Wassern mit einem belebenden Getränk erfrischt, ist neben all dem bettelnden bunten Volk, das sich an ihn herandrängt — der eine, um ihm die Stiefel zu pußen, der andere, um ihm seinen dressierten Affen zu zeigen usw. —, das Volk im besseren Sinne, das feiertagsmäßig hier seine Erholung sucht, und besonders auch die türkische Frau, die in geschmackvoller, malerischer Kleidung mit ihren Freundinnen

eine Bootfahrt unternimmt und heute vielleicht auch den lästigen Schleier ein wenig zurückschlägt und mit freien Augen in die weite Welt schaut.

Allerdings viele denken in diesem Punkte sehr streng, und nach dem großen Brande, der vor nicht so langer Zeit Stambul verwüstete, wurden Stimmen laut, das sei die Strafe Allahs für die Frechheit der Frauen, die sich nicht schämten, mit unverhülltem Angesicht einherzugehen.¹⁾

¹⁾ Inzwischen hat sich in der Türkei verschiedenes geändert. Die „neuen Zeiten“, die vor Sultanat und Kalifat nicht halt machten, haben auch gewisse eingewurzelte Sitten und Gebräuche nicht geschont. Der Kampf der Frauen gegen den häßlichen schwarzen Schleier ist von Erfolg gekrönt.

Nach den Prinzen-Inseln

In ruhiger Fahrt, bei freundlichstem Sonnenlicht gleitet der Dampfer durch das laute Treiben im Goldenen Horn, fährt vorüber an der erinnerungsreichen, von tausendfachem Geheimnis umspannenen Landspitze des alten Serails und wendet sich dann dem asiatischen Ufer zu, wo der prachtvolle Bahnhof der Anatolischen Bahn prunkhaft und stolz die Siege modernen Wagemutes und moderner Tatkraft verkündet.

Und weiter geht es in das liebliche Marmarameer mit seinen lieblichen Inseln. Die Prinzen-Inseln, wer könnte sie je vergessen, der so glücklich gewesen, sie in ihrer taufrischen Schönheit zu bewundern!

Fern bleiben wir freilich der öderen Stätte, die Verbannungsort und Grab jener herrenlosen Hunde geworden, die einst — es klingt wie eine Sage und ist doch erst einige Jahre her — durch Konstantinopels Straßen patrouillierten, wie die Tiere der Fabel das verfügbare Gebiet unter sich aufgeteilt hatten und sich mit eifersüchtiger Grenzüberwachung in ihren kleinen Reichen dem eigenen Lebenserwerb und dem nützlichen Geschäft der Straßenreinigung widmeten. Aber die neuen Tage, die vor Abdul



Vor dem Hotel Calypso (Insel Prinkipo)

Hamid nicht zitterten, hatten auch keinen Respekt vor dem Idyll der Hunde-Republik. Nur daß sie nicht die beschauliche Melancholie einer Villa von Saloniki zum Dank für ihre straßenpolizeilichen Dienste erhielten, sondern die traurige Verbannung auf eine Insel draußen im Meere, wo sie elender verkamen, als hätte Gift oder Kugel ihrem Dasein das Ende gegeben. Mit einem Gefühl des Grauens blickten wir nach der bergigen, sonnenumleuchteten Silhouette der Insel, wo die schreckliche und beschämende Tragödie — und war es auch nur eine Tragödie vernunftloser Tiere — sich abspielte, die sich in ihrer Not gegenseitig zerfleischten wie Ugolino und sein Feind in Dantes Inferno.

Die Absicht ist freilich erreicht; man kann Tage hindurch Konstantinopel und Umgegend durchstreifen, ohne kaum ein einziges Mal, etwa draußen in Eub, einem scheuen Übriggebliebenen von der einst so berühmten und berühmigten Schar zu begegnen, den eine mitleidige Seele rechtzeitig dem Verderben entriß.

Aber der häßliche Nachgeschmack des Gedankens verliert sich in den entzückenden Landschaftsbildern, die jetzt die Inseln vor uns erschließen, diese Prachtkompositionen von Meer und Bergen, von freundlichem Grün und idyllischen Landhäusern, die von Wohlstand und heiterem Lebensgenuß melden.

Das Unvergeßliche jedoch ist mir der Aufenthalt auf Prinkipo mit seinen paradiesischen Panoramen, für die ich leichtsinnig genug sein könnte, Neapel und Capri hinzugeben. Ich will nicht reden von der Behaglichkeit eines Frühstücks auf der Terrasse des Hotels Calypso, das seinem Namen insofern alle Ehre macht, als man vielleicht von diesem Ausblick aufs Meer auch sieben Jahre festgehalten werden möchte wie weiland der edle Dulder Odysseus von des Atlas Tochter. Aber einer der schönsten Naturgenüsse meines Lebens war die anderthalbstündige Fahrt um die Insel in einem leichten, behaglichen offenen Wagen, dessen vollkommene Aussicht nur ein ganz klein wenig von einem zierlichen Sonnendach beschränkt wurde, mit dem ich aber auch sogleich kurzen Prozeß machte.

Bereitwillig nahm der Rosselenker es herunter, und jetzt zogen uns die munter trabenden Pferdchen durch eine so poesievolle, immer aufs neue Auge und Seele erquickende Natur, daß es mir in der Erinnerung noch ganz wohl davon wird in unseren nördlicheren Breiten. Zypressen, Lorbeer, Myrten und tausendfache Blumenpracht und über Myrten und Lorbeer hinweg der Blick auf das tief blaue Meer und die Inseln. Die Buchten, die Biegungen der Straße und des Gestades bringen immer neue Reize in die sich stets gleichbleibenden und doch so wonnevollen Grundzüge dieser Landschaft, deren satte Farben, deren leuchtende Sonne und deren erfrischende Luft sich nicht schildern, sondern eben nur erleben läßt.

Hoherfreulich ist es auch, daß Häuser, Villen, Schlösser — übrigens vielfach Bauten höchst vornehmen Stils, wundervoll abweichend von dem Schmutz und dem malerischen Verfall so mancher winkliger Häuser in Stambul, zwischen deren vergitterten Fenstern und für fressende Feuersbrünste so geeigneten Holzfassaden sich Gemüseträger, beladene Esel und ein halbes Duzend verschiedenfarbiger Nationalitäten drängen — in ihrer freundlichen Bauart an sich wohlthuend wirken und im ganzen völlig zurücktreten hinter der freien Natur.

Ich sprach von den Eseln. Die soll man übrigens auch mit Achtung nennen. Jedenfalls hat mir so ein braves Grautier auf Prinkipo einen sehr vergnüg-

lichen Spazierritt ermöglicht, bei dem es allerdings nicht ausschließlich sein Verdienst war, wenn ich bei der Rückkehr von einer bergigen Höhe nicht in kühnem Schwunge über seinen Kopf setzte und „den unermesslichen Boden schlug“, wie Vater Homer das nennt.

Auch ein friedliches Wirtshaus weit draußen in See- und Waldeinsamkeit soll noch genannt sein, wo unter dem Schatten der Zypressen kühler Trunk kredenzt wird, aus der offenstehenden Tür der ärmlichen und doch freundlichen Wohnung das Bildnis der Madonna leuchtet und des Hauses Kinder dem fremden Gast zu Ehren draußen im Freien ein drehorgelndes Instrument aufziehen,



Meereszenerie an der Insel Prinkipo

das man sich in all der Gemütlichkeit und dem Frieden des Frühlingmorgens auch gern gefallen läßt. Wie es hieß, habe ich vergessen, aber es endete auf —ion.

An einem anderen Tage machten wir von Konstantinopel aus einen Ausflug in entgegengesetzter Richtung, den Bosporus hinab, den so liebliche Ufer mit sanften Höhen, malerischen Schlössern, Ruinen, Villen und Dörfern schmücken, bis die silbern herübergänzende Unendlichkeit des Schwarzen Meeres die bunte Reihe dieser Landschaftsbilder beendet.

Aber auch hierher folgt dem Reisenden Eleganz und Behaglichkeit. Und wenn man sich in dem Prachtbau des Hotels Tokatlian (das gleiche Unternehmen wie das vortreffliche Hotel dieses Namens in der Hauptstraße von Pera) einen olympischen „Lunch“ mit Aussicht auf den herrlichen Bosporus zu Gemüte führt, kann man sich schon als Kulturmensch fühlen.

Heimkehr aus dem Orient

Die schönen Tage von Konstantinopel waren vorüber. Der letzte Abend unserer Anwesenheit senkte sich auf die Kuppeln und Minarets der Wunderstadt. Und das Dampfroß stand schnaubend bereit zur langen, langen Fahrt gen Westen.

Meine neuen Freunde und Bekannten hatten sich nach Maßgabe ihrer praktischen Vernunft (diesmal nicht im Sinne Immanuel Kants) und ihres trotz östlicher Wanderfahrt noch wohlgefüllten Portemonnaies für Schlafwagen entschieden. Ich aber schlich mich sparsam und betrübt in ein Abteil zweiter Klasse, wo ich einen Eckplatz am Fenster und als unangenehme Beigabe eine ziemliche Anzahl morgenländischer Reisegefährten verschiedener Zungen und Nationen erhielt, von denen nur einer ein paar Brocken Deutsch in der Schatzkammer seiner Erinnerungen barg, mit denen er mir zu wiederholten Malen die schmeichelhafte Versicherung gab, daß Deutschland „kolossal“ sei, was wohl weniger auf die Quadratkilometer seines Bodens als auf seine geistige Bedeutung ging.

Dieser patriotisch gehobenen Abendstimmung folgte eine böse Nacht. Die Herren lagerten sich, nicht eben malerisch, nachdem sie es sich bequem

gemacht, vor allem durch Beseitigung lästigen Schuhwerks, über die beiden Sitzreihen, und noch jetzt denke ich mit Grausen daran zurück, wie bei den unter der doppelten Einwirkung von Schlaf und Bahnfahrt verschobenen Gestalten bald verschiedene Strumpfpaaare drohend gegen mich vorrückten. Ich entrann den drohenden Balkankonflikten erst, als ich in turnerischem Wagemut über die Schlafenden hinwegstieg, wobei ich leider eine am Boden stehende Flasche umwarf, deren Inhalt sich ein breites Flußbett bahnte zwischen den Höhenzügen der Polster zweiter Klasse. Ich aber begab mich an die freiere Außenluft. Sic me servavit Apollo.

Gemütlich war erst der nächste Vormittag, da zwei Geistliche mit mir im Rupee saßen, mit denen man sich auf französisch über Land und Leute unterhalten konnte. Einer hatte griechische Tracht, der andere die schlichte Kleidung irgendeiner französischen Kongregation. Sie waren in einer Lehranstalt in Philippopol tätig, und ich erhielt für meine nächste Reise die Einladung, das Institut zu besichtigen. Für diesmal aber ging's in ununterbrochener Fahrt nach Sofia. Bulgariens Hauptstadt ist keine prunkende Königsstadt nach westlicherem Muster. Das neue Schloß bestand erst in der Idee, die Hauptkirche, der auch schon eine großartigere Nachfolgerin zugehacht, war trotz mancher fesselnden Einzelheit auch noch bescheiden genug. Die Sobranje hat keinen Wallotbau. Es

ist überhaupt so ziemlich alles en miniature, Puppenstube, wenn auch vieles recht hübsch ist und von Eifer und Aufstreben und Aufblühen meldet. Auch eine Wanderung durch den Botanischen und den Zoologischen Garten, dem der Herrscher selbst so großes Interesse schenkt, ist ein angenehmer Spaziergang, der nicht ermüdet, da die Masse der Objekte einen nicht erdrückt wie anderswo.

Und im Hotel, dessen Fassade recht vornehm, dessen Name stolz und dessen Verpflegung sehr gut war, hatte ich ein Zimmer, dessen Eleganz mehr als fragwürdig war. Der Tisch z. B. erinnerte mit seinen unnötigen Schwankungen lebhaft an jenen in des Philemon und der Baucis Behausung beim seligen Doid. (Sed erat pes tertius impar.)

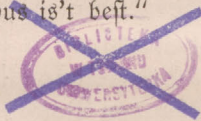
Doch ich tröste mich mit dem Gedanken: Eifer, Aufstreben, Aufblühen — man muß auch mal ein Auge zudrücken. Und sonst fehlt es ja nicht in kultureller Hinsicht; auch an exotischen Typen bietet sich gewiß viel Lohnendes. Wie köstlich ist nicht z. B. eine Fahrt durch die Hüttenquartiere des Zigeunerviertels, deren bunte Kindercharen sich auf allen Seiten um unsere Kupfermünzen balgen und mit heller Stimme: „Stotinkis, gospodi!“ neue Gaben heischen.

Auch einen Spaziergang in die freie, stärkende Luft der umgebenden Bergwelt, an deren Fuß uns eine tadellose Elektrische befördert, habe ich noch in angenehmer Erinnerung.

Aber wie verblaßt mit einem Male die ganze Schönheit, wenn man am nächsten Tage nach Budapest kommt, wo alles pompös, gewaltig und prunkvoll, sei es nun Kathedrale, Parlament oder die ganze Reihe hocharistokratisch geprägter Straßen und Anlagen, die ragende Burg über der Donau, der international großzügige Hotelbetrieb, der Ausstattungszauber im Orpheum, gegen den sich die Abendunterhaltung bei echter Zigeunermusik in einem sofistotischen Restaurationsgärtchen bescheiden genug ausnimmt, oder selbst die stille Schönheit der Margareteninsel, in die man zu meinem Bedauern noch etwas Kultur von Monte Carlo verpflanzen will.

Und dann die alte Kaiserstadt Wien! Ja, es ist doch etwas anderes. Und wir fühlen allmählich, daß wir wieder daheim sind, so sehr auch Cook & Son unterwegs für uns gesorgt hat. Und ich denke zurück an die Verse, die der Barbier auf unserem Dampfer in seinem Salon angebracht hatte:

„Nord und Süd —
 De Welt is wiet.
 Ost und West —
 To Hus is't best.“



59430

Werke von Johannes Mayrhofer
erschieden im
Verlag Johannes Mayrhofer, Regensburg
Stahlzwingerweg 23

*

Zauber des Südens. Mit 27 Abbildungen. 1925. 7.—9. Tausend. 2 Mk., geb. 3 Mk. / „Ganz in italienische Glut und hellenische Schönheitsfülle getaucht.“ (Das literarische Deutschland.) / „Hier genießt man unter Belehrung und lernt unter Genuß mit einem Ergebnis, das man nicht zuletzt unserer vorgeschrittenen Jugend zuleiten möchte.“ (E. M. Hamann in der „Bergstadt“.) / Ob wir mit Mayrhofer Genuas oder Neapels Herrlichkeit besuchen, ob der immer rauchende Atna oder die in tausendjährigen Schlaf versunkene Akropolis von Athen zu unsren Häupten steht oder Asiens Schönheit uns umschmeichelt, überall nennt uns der weltgewandte Cicerone das Charakteristische und Bleibende in lebendiger, niemals langweiliger Sprache. (Neues Mannheimer Volksblatt.)

Durch Länder und Meere. Mit 2 Farbendrucken und 18 Textbildern. 7.—9. Tausend. 1925. 2.50 Mk., geb. 3.50 Mk. / „Dänemark, die Welt der Fjorde, Island, Frankreich, die Riviera, Sizilien, Tunis, das Goldene Horn werden uns von Mayrhofer in diesem Buch mit feinem Sift dargestellt. Und hinter all den bunten Skizzen lugt das Antlitz ihres Schöpfers hervor, der mit philosophischem Lächeln die Welt durchzieht.“ (Hamburgischer Correspondent.) — „Einen besonderen Wert verleihen dem Werkchen die eingestreuten kunst- und kulturgeschichtlichen Würdigungen. Auch verdient die vornehmlichste, von jeder Phrase sich freihaltende Schreibweise des Verfassers besondere Erwähnung, weil er sich hierdurch von einer ganzen Reihe anderer sogenannter Reisechriftsteller vorteilhaft unterscheidet.“ (Reichsbote.)

Was die Älster rauscht und andere Skizzen, Studien und Novellen. 6. Tausend. 1 Mk., geb. 1.50 Mk. / Ansprechende Plauderei, eine reiche Fülle innerer Erlebnisse. Als Dichter und Philosoph, Literaten von Beruf und feinsinnigen Kunstkenner lassen uns diese feinen, mit leichten Strichen hingeworfenen Betrachtungen und Schilderungen ihren Verfasser, der den Dingen zudem mit Humor auch eine launige Seite abzugewinnen weiß, sofort erkennen. (Kölnische Volkszeitung.)

Tagebücher eines Weltbummlers. Mit Bildnis des Verfassers. 3. Tausend. 1.60 Mk., geb. 2.50 Mk. / Rastlos durchwandert der bekannte Schriftsteller und Vortragsredner die Lande, „vieler Menschen Städte er sah und Sinn er erkannte“, um Homers berühmtes Wort auf ihn anzuwenden. Und tausenderlei Gedanken über Welt und Menschenleben, Politik, Literatur und Kunst, die Höhen und die Tiefen des Lebens beschäftigen ihn auf seinen Wanderfahrten. Bedeutende Persönlichkeiten und herrliche Städte und Landschaftsbilder sprechen zu seiner stets aufnahmefähigen Seele. Die großen Zeitkatastrophen fordern zur Stellungnahme und betrachtendem Verweilen heraus. Das alles spiegelt sich in bunter Abwechslung in diesem vielseitigen Buche, das überall, wo man es auch aufschlägt, fesselt und zum Weiterlesen reizt.

Nordische Wanderfahrt. Mit 55 Abbildungen. Neue Auflage in Vorbereitung. / Warmherzig-feinsinnige Art des berichtenden, schildernden Planderns. Der Leser ist gleich mitten im Bilde, auch mitten in der Stimmung seines lebenswürdigen, klug-nachdenklichen Führers. Der Band führt uns nach Dänemark, Norwegen, zuletzt nach Schweden. Wir lernen mühelos Land und Leute kennen, auch ein Stück ihrer Geschichte und ihrer Literatur. (Allgemeine Rundschau.)

Türkische Lenzezüge. Reisebilder vom Goldenen Horn. Mit 14 Abbildungen. 1917. 7.—9. Tausend. Ausverkauft.

Vilettanten der Liebe. Roman. 5. Tausend. 1 Mk., geb. 2 Mk. / Farbenreiche Reisebilder von einer Polarfahrt auf einem deutschen Touristendampfer mit internationaler Gesellschaft geben den Hintergrund ab, auf dem sich die bewegte Haupthandlung, der Kampf um Liebe und Glück, abspielt. Die lebendige Schilderung der Gehehnisse wie die Ethik sichern dem Buch den Erfolg. (Berliner Morgenzeitung.)

Der Mutter Vermächtnis. Novelle. 6. Tausend. 1.50 Mk., geb. 2 Mk. / „Nur ein Mann, der sich lange der Leitung von Gymnastiken hingeegeben, der um sie gebangt und geweint hat, konnte diese Novelle schreiben.“ (Literarische Rundschau.)

Gebrüder Plaszwich. Erzählung für die Jugend. Mit 5 Bildern. 6. Tausend. 1 Mk., geb. 2 Mk. / Diese Schülergeschichte erzählt, wie zwei verwöhnte Muttersöhnchen einer reichen Kaufmannsfamilie aus Hamburg unter der Leitung tüchtiger Erzieher allmählich zu charakterfesten Jünglingen heranreifen. Der Entwicklungsgang der beiden Brüder und das Anstaltsleben sind mit viel Verständnis, Liebe und Frohsinn dargestellt. Ausflüge in die schöne Natur Dänemarks, eine nächtliche Meerfahrt, eine gefährliche Feuersbrunst sind besonders spannende und poetische Abschnitte des Buches. Unsere jungen Studenten werden ihre helle Freude an dem flott geschriebenen Büchlein haben. (Die Bücherwelt.)

Der kleine Abenteuerer und andere Geschichten. Ein fröhlich-ernstes Buch für unsere studierende Jugend. Mit 7 Bildern. 8. Tausend. 1.50 Mk., geb. 2 Mk. / Die Erzählungen sind mit großer Liebe zur Jugend der Jugend selber gut abgelautet. Alle Nöten und Freuden, die in einem jungen Herzen, das der Schulstau ersticken will, leben, nehmen hier lebendige Gestalt an und dienen uns als Spiegel, aus dem heraus wir unsere eigenen Pennälergesichter lachen, träumen und weinen sehen. Die Art Mayrhofer's, zwischen den Schilderungen und Zwiegesprächen hier und da dem Leser einen kleinen Nibz zu versehen, wird viele Jungen sehr ansprechen. (Der Leuchtturm, Trier.)

In der Jasminlaube. 3. Tausend. 1.50 Mk., geb. 2 Mk. / In buntem Wechsel werden uns da geistreiche Aphorismen voll Witz und Lebensweisheit geboten, passende Gedichte, flottgeschriebene Novellen und Erzählungen aus Fabrik und Kloster, Palast und Hütte, mit festem Griff und scharfer Beobachtung aus dem vielgestaltigen Gegenwart-leben herausgeholt und wirkungsvoll aufgebaut. Auch an fesselnden Reisebildern fehlt es nicht. Den Schluß des gut ausgestatteten Wertes bildet ein amüsanter Lustspiel aus dem Schulleben.

Henrik Ibsen. Ein literarisches Charakterbild. 3. Tausend. 1.20 Mk., geb. 2 Mk. / Man hat oft das Gefühl, als könne eine reinere und gerechtere Würdigung dem großen Dichter gar nicht zuteil werden. (M. Brausewetter in der „Täglichen Rundschau“.)

Im Abendstrahl. Gedichte. 5. Tausend. 1925. 1 Mk. / „Von schönen Gedanken getragen und in elegante Formen gekleidet.“ (Bayerischer Kurier.)

Du meine Göttin! Ein Liebestraum. Gedichte. 3. Tausend. 0.50 Mk. / „Geniale Bilder, durchseelt von den Empfindungen eines tiefen Dichters.“ (Dr. Gustav Adolf Müller.)

In verlorenen Augenblicken. Allerlei Gedanken, Einfälle und Ausfälle. 2. Tausend. Ausverkauft.

Die Ideale des Schulmeisters. Lustspiel in 4 Akten. 4. Tausend. 0.50 Mk.

Soeben erschienen:

Romfahrt im Heiligen Jahr. Reisebilder. Mit 8 Bildertafeln. 1. bis 3. Tausend. 2 Mk., geb. in Ganzleinen 3 Mk.

Mayrhofer's Werke aus anderen Verlagen:

Spanien. Mit 17 Bildern und einer Karte. 12. Tausend. (Gerber, Freiburg.) 3.40 Mk., geb. 4.80 Mk. / „Mayrhofer hat nach wohlausgearbeitetem Plan in langen Monaten viel des Schönen und Lehrreichen gesammelt, und was er selbst geschaut und studiert hat, das weiß er auch in gedankenreicher und interessanter Darstellung dem Leser zu vermitteln. Anschaulich und farbenreich ist die Schilderung all der glänzenden kirchlichen Feiern und ebenso der blendend schönen südländisch heiteren Volksfeste. Zahlreiche Aufschlüsse über das Kulturleben der Gegenwart, darunter verschiedenes, das bei uns noch durchaus den Reiz der Neuheit haben dürfte, verbinden sich in angenehmem Wechsel mit Ausblicken in die ereignisreiche Vergangenheit des Landes. Die Illustrationen und die farbige Karte gereichen dem Werke gleichfalls zur Empfehlung.“ (Alte und Neue Welt.)

S. J. Jesuitenroman aus der Gegenwart. 17. Tausend. (Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz Regensburg.) 2 Mk., geb. 2.80 Mk. / „Der neue soeben erschienene Roman von Mayrhofer lehrt uns den Entwicklungsgang der Jesuiten, ihr Denken und Fühlen, ihre Freuden und Leiden in einer Weise kennen, wie wohl kein anderer Klosterroman uns diese Welt erschließt. Die letzten Kapitel des Buches, die im großen Weltkriege spielen, verleihen dem Werke einen weiteren Reiz besonderer Aktualität.“ (Der Tag, Berlin.)

Der Kaiser des Sonnengottes. 12. Tausend. (Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.) 2 Mk., geb. 2.80 Mk. / „Ein gewaltiger Stoff, der schon viele Dichter gereizt hat. Mayrhofer bietet uns in seinem neuen Roman „Der Kaiser des Sonnengottes“ ein Werk, das auf gründlichen geschichtlichen Studien und Forschungen aufgebaut ist, aber nicht eine trockene Gelehrtenarbeit, sondern eine originelle Schöpfung voll sprühenden Lebens, spannender Handlung, farbenprächtiger Schilderung. Ein Buch, reich an feinen und zarten, wie an dramatisch erregten Szenen.“ (Frankf. Zeitung.)

Christ oder Antichrist Schauspiel in fünf Akten. (Bernhard Kleine, Paderborn.) 1.50 Mk., 10 Expl. 12 Mk., 20 Expl. 20 Mk. / „Der außerordentlich wirksame dramatische Stoff findet hier eine würdige Bearbeitung. Das Stück wird sicher großen Eindruck auf die Zuhörer machen, zumal da es sich trotz der poetischen Bearbeitung enge an die bekannten historischen und dogmatischen Quellen anschließt.“ (Die Volksbühne.)

Neue Vereins- und Gesellschaftsbühne. Der König von Granada. Schauspiel. 0.50 Mk. — Hakon Jarl oder Die untergehenden Götter. Nach Dehenschläger. Trauerspiel. 0.90 Mk. — Maiendämmerung. Lyrische Szene. Musik J. Kretzmaier. 0.25 Mk. — Scleufus und Stratonike. Schauspiel. 0.60 Mk. (Alphonsbuchhandlung H. Ostendorff, Münster i. W.) / „Den verschiedensten Wünschen ist in anerkannter Weise etwas Passendes geboten. Auch als Lektüre sind diese Sachen sehr zu empfehlen.“ (Dichterstimmen.)

Geipensternächte. Lustspiel. 2. Tausend. (Verlag Val. Höfling, München, Lämmerstr. 1.)

Der verpfändete Bauernjunge. Lustspiel. (Nach Holberg.) 2. und 3. Tausend. (Verlag H. Bollmer, Münster i. W.)

Blüten, die der Sturm verwehte. Gedichte von Elisabeth Petermann. Herausgegeben und eingeleitet von Johannes Mayrhofer. 10. Tausend. (Verlag der Germania N.-G., Berlin C. 2.) 1 Mk., geb. 1.50 Mk. / Ein ungewöhnliches Dichtertalent bei einem Kind, das am 19. März 1919 im Alter von 15 Jahren starb. Der Herausgeber läßt uns in der Einleitung einen Blick in das Leben und Schaffen dieser Frühvollendeten tun. Beim Lesen des Bändchens kommt man aus dem Staunen über die vollendete Schönheit und Originalität dieser Gedichte nicht heraus. (Ambrosius, Donauwörth.)

Abersezungen:

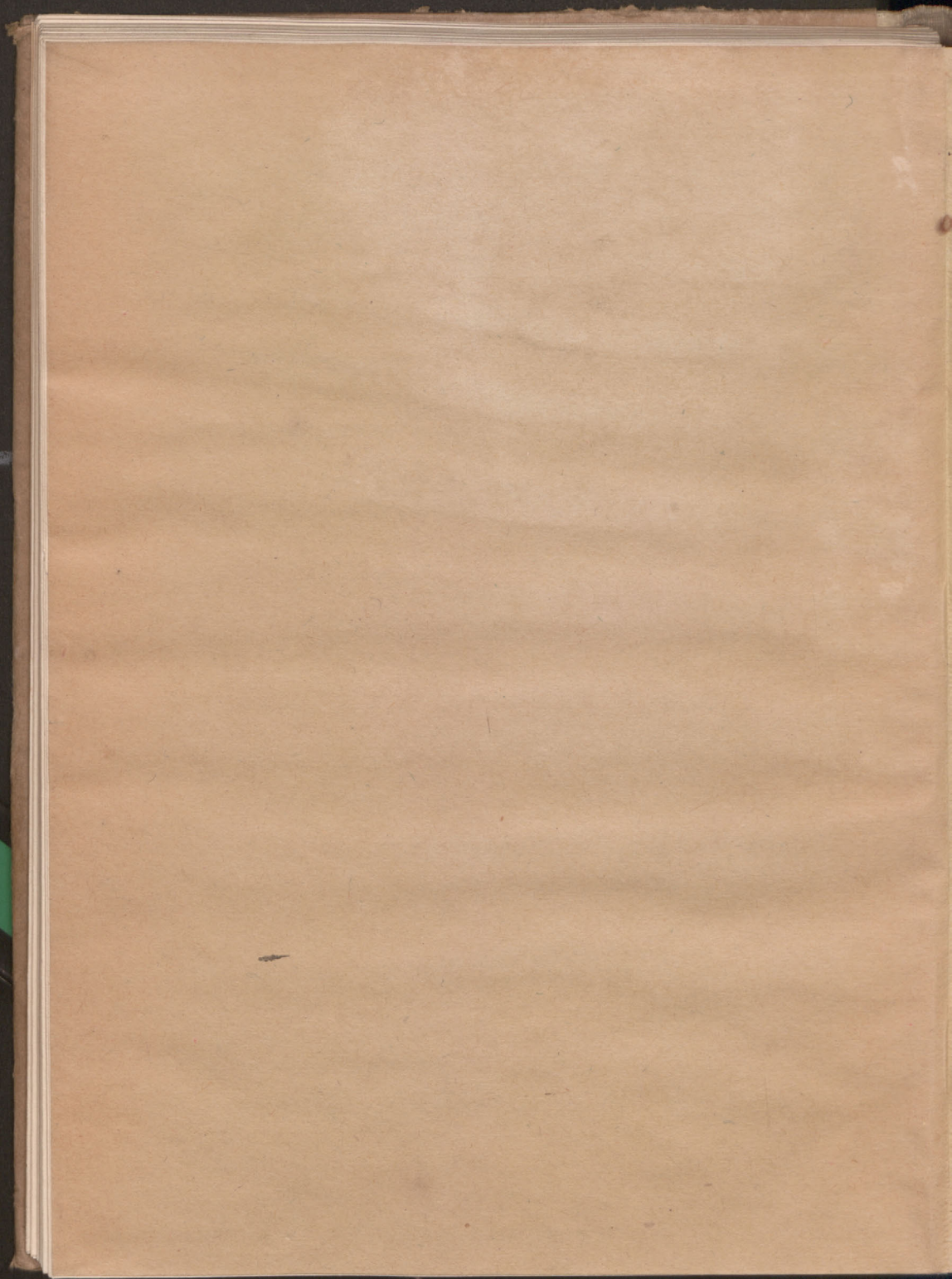
Von Johannes Jürgensen, Beuron. 4. Tausend. (Breer & Thiemann, Hamm i. W.) 1.50 Mk., geb. 2 Mk.

— U. L. Frau von Dänemark. Roman. 4. und 5. Tausend (Kösel & Pustet, München.) 2.50 Mk., geb. 4 Mk.

— In excelsis. 4. und 5. Tausend. (Kösel & Pustet, München.) 2.50 Mk., geb. 4 Mk.

Von Anton Dechevrens, Nazareth und die Gottesfamilie in der Menschheit. Unterweisungen über unsere Gotteskindschaft und die christliche Vollkommenheit. (Herder, Freiburg i. Br.) 2 Mk., geb. 3 Mk.

Von Jón Eivensson, Zwischen Eis und Feuer. Ein Ritt durch Island. 5. Tausend. (Fr. Görlich, Breslau.) 1 Mk., geb. 1.20 Mk. und 1.50 Mk.



ROTANOX
oczyszczanie
sierpień 2008

Z

KD.1914
nr inw. 2624